

Nachdruck verboten.

Gottfried August Bürger.

Von Paul Schlenther.

I.

Bürger im Kampf ums Dasein.

Vor hundert Jahren, am 8. Juni 1794, wurde in Göttingen ein deutscher Dichter zu Grabe gebracht. Dem elenden Leichenzuge folgten nur wenige. Obgleich der Tod etwas gewesen war, was zu Göttingen am höchsten bewertet wird, Universitätsprofessor, so fühlten sich doch die meisten seiner Kollegen von einem unbehaglichen, ihre Kunst entweihenden Kumpane Gott dankend erlöst. Wenn dieser hingestorbne Professor nie einen Heller Gold bezogen, obwohl er zehn Jahre lang seines Amtes gewaltet hatte, so erdigten dadurch den andren der Abstand zwischen ihnen und ihm nur desto größer. Ed gab allerdings auch im damaligen Göttingischen Universitätsleben freiere Geister, wie den berühmten Philologen Heyne und vor Allen Lichtenberg, die in diesem hungrigen Amtsbruder den überragenden Dichter, den liebenswürdig menschlichen Menschen erkantten. Sie halfen, wo sie konnten. Wenn der Sterbende sechs Wochen vor seinem Tode durch „die Milde der königlichen Regierung in Hannover“ gauz fünfzig Reichsthaler zum Geschenk erhielt, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß diese fünfzig Reichsthaler aus Heynes eigner Tasche kamen. Sie reichten wohl hin fürs Begräbniß. Heyne, Lichtenberg, wohl auch Schröders Menschenfreundschaft können als Anfang einer guten Tradition gelten, in welcher Göttinger Professoren noch heute stehen. Zu dortigen Universitätskreisen hat man sich zuerst daran erinnert, daß seit dem Tode Gottfried August Bürgers ein Jahrhundert vorüber ist. Man bezahlt den Platz, der einst die müden Gebeine des Dichters aufgenommen hatte, und fand einen verwitterten Grabstein; unverhüllt des Namens, der in schwer leserlichen Rügen drauf geschrieben ist. Man will dort eine Ehrenhäule bauen. Und kaum anderwo durfte dem Dichter der Venore, der Taubenhainer Pfarrerstochter ein Denkmal errichtet werden, als in Kirchhofsumgebung, unter Gräbern, wo zur mittennächtlichen Stunde lustiges Gesindel tanzt, wo „es wimmert am Unkengestade“.

Es schleicht ein Klämmchen am Unkenteich,  
Das stummert und stammert so traurig,  
Da ist ein Bläckchen, da wächst kein Gras,  
Das wird vom Thau und vom Regen nicht nah,  
Da wehen die Lüftchen so schaurig.

Ich weiß nicht, ob es in einer andern Sprache noch Verse giebt, worin der Begriff des trostlosfesten und kläglichen Anglücks so (darf ich sagen, so glücklich?) zur Anschaunung gebracht ist, wie hier. Sicher giebt es nicht Verse, die für Bürgers eigne Lebensmelodie so tren den Text und den Ton angäben.

Berlin, den 10. Juni.

Redakteur Dr. Paul Schlenther.

Vom Göttinger Grabhügel aus braucht man nicht allzu weit in deutschen Ländern unherzuwandern, um die wenigen Orte aufzufinden, an denen Bürger lebte, und selten genug glücklich war. Wer bei klarem Wetter auf der Brockenhöhe steht, dessen Auge kann ungefähr den geographischen Kreis dieses Daseins umschreiben. Und es ist gewiß kein Zufall, daß gerade der gespenstischste aller deutschen Berge, der Brockenberg, es war, der den Phantasien des größten Geistesfeinds unter unsrer Dichtern nahe stand. Gar viel ist freilich in Gedichten und andern Lebensähnlichungen Bürgers vom Brocken und vom Harz nicht die Rede; eine dichterische Frucht, wie sie Goethe von seiner „Harzreise im Winter“ mitbrachte, wird man bei Bürger vergebens suchen. Wenn er sich einmal (Januar 77 an Sprickmann) darüber beklagt, daß der Prophet nie was im Vaterlande gelte, so galt auch das Vaterland dem Propheten nicht allzuviel; „am besten steht sich der Prophet, wenn ihn das Vaterland gar nicht kennt“. Liebe zur Heimat äußert sich nirgends bei ihm in unmittelbaren Lauten. Vielleicht eben darum, weil er von der Heimat nie loskam.

Die Schaupläze seines Lebens liegen dicht gedrängt nebeneinander. Auf der Südgrenze des Harzes liegt das Kirchdorf Molmerswende, wo im Pfarrhause Bürger am Silvester 1747 zur Welt kam. Daneben Pausfeld, woher Bürgers Vater stammte, und in dessen Pfarrhause die Tochter, Bürgers Gespielin, von einem Edelherrn verführt wurde. Über diesen Dörfern ragt auf dem Falkenstein die silber schimmernde Burg des Ritters, der sich nächstens nach Taubenrain in die Liebeslaube schleicht. Das ganze Gebiet hält sich zum preußischen Städtchen Alschersleben, wo Bürgers Großvater lebte, der nicht nur Bauer hieß, sondern auch mit der ganzen dichtschläglichen Rechtschaffenheit und Härte dessen, was man eine Bauerndatur nennt, Bauer war. Dieser alte Mann sah, wie sich im Molmerswender Pfarrhause die Pastorsleute zaunkten oder mieden. Er nahm daher den zwölfjährigen Enkel zu sich nach Alschersleben und hielt ihn ein Jahr lang auf die Stadtschule. Von diesem kleinen Winkel des Südharzes springt Bürgers Schicksal in einen westlichen hinüber. Dort liegt Göttingen und eine Meile davon ragt der alte Gleichen empor, dessen Bezirk von Hellendorf aus verwaltet wird und die Ortschaften Niedek, Wollmarshausen, Appenrode umfaßt.

Hier liegt Bürgers eigentliches Land und Elend. Von hier og seine Sehnsucht vergebens ins Weite. Stets nährte er irgend eine Hoffnung, daß irgendwo in der Ferne sein Glück ihm noch blühe. Bald wurde Hannover, bald Braunschweig, bald Oldenburg, bald eine Residenzstadt am Rhein das Ziel seiner Wünsche. Einmal wirkte sogar Hoffnung auf eine Professur in Preßburg.immer erfolglos. Als er sich nur ein bescheidenes Lehramt in Berlin bewarb, erklärte der damalige Kultusminister, Herr von Bedrax, die heutigen mit dem Gemeinwohl sich verquickenden Schöngeister seien als Erzieher und Jugendlehrer

nicht zu gebrauchen, und es müsse dafür gesorgt werden, daß die Jugend keinen frühen Hang zu der alle Seelenkraft und alle zu Geschäften erforderlichen Thätigkeit untergrabenden Poeterei bekomme". Unter diesen Anschaunungen, denen schon Lessing weichen muhte, hätte eine Dichternatur wie Bürger nicht gedeihen können. In Berlin herrschte überdies Nicolai, mit dem Bürger (Daniel Wunderlich contra Daniel Seubert) im literarischen Kriege stand. Desto verlangender richtete ich mein Blick nach Weimar, der Stadt Wielands, Herders, Goethes. Aber für Bürger blieben auch hier die Thore verspert. Er mußte zwölf Jahre lang (1772—1784) im Schluze des alten Gleichen bleiben: zuerst als Justizbeamter, später auch noch als freiherrlich Nöslerischer Güterschäfer. Als er aus dieser trübeligen Lage endlich erlöst war, führte ihn sein Weg doch nur eine Meile weit nach Göttingen zurück, wo einst der Student theils erotisch theils eraphisch geschwelt hatte; und wo sich nun der Dozent zum angemachten Verhuntern anschlägt.

Im Brief an Bürger nennt F. G. Voß Göttingen einmal den barbarischen „Musenstift“. In der dortigen Gelahrtheit herrschten wohl grobentheils ähnliche Muscheln, wie sie jedes Schreiben des preußischen Kultusministers ausspricht. Daß Bürger nicht von ihrer Art war, haben die Professoren schon empfunden, als sich der 21jährige Musenjohann 1769 um seine Aufnahme in die deutsche Gesellschaft, eine Art Vorschule der akademischen Würde, beworben hatte. Feder der Aufschwunten hatte danach ein Votum abzugeben und Kluchuhn hat sich das Verdienst erworben, diese Wahrsprüche aus den Alten bekannt zu geben (Schneiders Archiv XII, S. 64 ff.). Schon das Aufschreiben des Kandidaten eregte durch eine gewisse ironische Unterwürfigkeit Kopfschütteln. Noch mehr die Probearbeit über Homerübersetzung, welche von Heyne als durch und durch unverdauete Schrift einer eingebildeten und eitlen Person bezeichnet wurde. Ein Andrer beklagt die gar zu „neumodige“ Schreibart, ein dritter den unheilvollen Einfluß F. G. Hamanns, des Magus aus Norden. Gatterer, in dessen Haue Bürger später recht befremdet wurde, weil ihn eine dichtende Tochter auschwärzte, hofft, der junge Frechling werde sich unter den Alten verfeuern. Um zutreffendsten äußerte sich der Epigrammatiker Kästner: ein Baum, der zu sehr ins Holz treibe, lasse sich allemal noch durch Beichneiden verbessern und sei ihm lieber als einer der aus Mangel an Saft dürrt stehe. Da troh allen Bedenken von verschiedenen Seiten anerkannt wurde, daß der junge Mann „Genie“ zeige, so gab schließlich das wohlsame Diktum des Philosophen Felder, den später Bürger als einen Antikantianer bekämpfte, der Ausschlag. Er schlug die Ehre, Weißer der deutschen Gesellschaft zu werden, nicht so hoch an, als daß man den jungen Bürger abweisen sollte. So hatte Bürger den Anwartschein für eine Göttinger Lehrerlausbahn in der Tasche und es konnte ihm dadurch leichter werden, anderthalb Jahrzehnte später in den Lehrkörper der Universität einzutreten. Nachdem er sein Einladungsprogramm über den deutschen Stil ausgegeben hatte, fanden seine Vorlesungen, namentlich sein lehrreiches Eintreten für Kant ziemlichen Zulauf, der freilich nicht lange währte. Vermuthlich ermüdeten die Hörer mit dem Lehrer. Bürger behielt in Göttingen dasselbe Gesangengefühl wie auf dem Lande.

Dieses Gebanntein an die Scholle hat zeitlebens auf sein Schicksal gedrückt. Wie geru hätte er, der entthusiastische Bewunderer Shakespeares, Ossians und der schottischen Balladen die britannischen Inseln gesehen! Wie sehet er sich auch in das Land der Romanzen! Mit 1000 Thaler möchte er „à la Holberg“ Portugal und Spanien ins Kreuz und in die Quere durchreisen und mit einem Mantelsack voll Kollektanten wiederkommen. Aber nicht einmal in Deutschland wurde seine Reisefreude befriedigt. Einmal (Oktober 77) ist Aussicht, daß er seinen jungen Schwager nach Münster zum Militär bringen kann. In Münster lebte der gleichgestimmte Verbrannte seines Herzogs, Sprickmann, der schwärmerische Dichter der „Eulalia“. Bürger jubelt: „Alter Beugel, das sollt' uns beyden mal recht wohl bekommen.“ Doch habe so viel! so viel! in euren Busen auszuschütten, was ich weder schreiben kann noch mag. Wir armen Korydöne, wie! Bürger hat Münster nie geschenkt. Wenn er gelegentlich auf einer Geschäftstreise in Hannover seinen stühenden Freund Voje heimsuchte durfte oder einen Mitt nach Elrich zu Göckingk und nach Halberstadt zu Gleim wagle, so waren das Entschlüsse. Höchstens reichten ein paar Male Zeit und Geld zur Reise nach Oberhausen aus, wo Bürger schon als Hallischer Pädagogist und Student einige Jahre lang heimisch gewesen war. Nur einmal sollte die Fahrt ins Schwabenland gewagt werden. Es war eine Brautfahrt. Es war die Fahrt ins schmählichste Missgeschick. Zunächst war also beschieden, im Lande zu bleiben und sich so redlich, wie es anging, zu nähren. Vom Großvater erbte er etwas Grundbesitz, aber da dieser auf preußischem Gebiet lag, während Bürger sein Brod im Hannoverschen ab, so konnte er bei der damaligen Kleinstaatenrei sein Eigentum nicht einmal zu Bürgerschaftszwecken ausnutzen. Und als sieheinst der alte Großvater entschlossen hatte, für den jungen Amtmann die nötige Kautio eigenhändig in bararer Münze einzuzahlen, geriet das Geld an einen ungetreuen Verwalter, der es für sich selbst verhat. Bürger war überall der Gepralle.

Diese Schlemihlnatur konnte unmöglich einen brauchbaren Staatsbürger abgeben. Wenn sein Großvater, der alte Alterslebener Bauer, genau das war, was er hieß, so hat sein Enkel selbst darüber geschworen, wie wenig werth er seines Namens sei. Auß Vorhören, ein guter Bürger und „Pfahlbürger“ zu werden, fehlte es nie. Über der Konflikt zwischen dichterischem Beruf und weltlicher Pflichterfüllung, den Goethe so meisterhaft zu lösen verstand, blieb für Bürger ewig ungelöst.

Einmal (April 79) schreibt er an Voje: „Der Teufel ist seit einigen Monaten in mich gefahren, daß ich weder Tag noch Nacht Ruhe habe, bis alles, was ich auf Herz und Gewissen habe, weggearbeitet ist, um endlich einmal leicht und frei aufzuhören zu können, und den übeln Geruch von meiner Geniemässigen Schludderei, Leichtsin und Saunseeligkeit in den balsamischen Wolgeruch der Promittude und des Fleisses, wie einem ehrbaren Philister eignet und gebürt, zu verwandeln. Die Musen sind glücklich zum Teufel gejagt. Was Verse sind? Wie sie aussehen? Wie sie gemacht werden? das weiß ich alles nicht mehr. Ich lebe und webe in Acten und Rechnungen. Zene kamen mir zuletzt fast zu hoch zu stehen. Ich konte es nicht mehr aushalten. Idies. Meine Unterschrift sey dir ein Zeichen meiner Metamorphose! Bürger August Gottfried.“ — „Sprickman“, ruft er (Oktober 78), „ich möchte des Teufels werden über allen den Zweipfennigsgeschäften, an welche ich hier das beste Mark meines Lebens verschwenden müs. Wenn mich nun davor eckt, wenn ich liegen lasse, so kommen dann, ganz ohne allen Respekt vor dem großen Namen Eures unsterblichen unverwerteten Freundes, die infamsten Excitatoria an. Das ärzte ist, daß die grösste Kleinigkeit, die mich betrifft, gleich im ganzen Lande bekannt wird. Mein Abscheu und Widerwill gegen die Lumpereien ist öfters so weit gegangen, daß ich nur durch die Rizen in die hochverehrlichen Descripte hineingebünt, und wenn ich gemerkt habe, daß es nichts geheilches gewesen, sie unerbrechen und ungelesen dahin getragen habe und negant rodiro chartas. Leider Gottes! aber habe ich das schon durch manche 10 Thlr. Strafe büßen müssen. Hole der Henker den Bettelstab!“

Bei jedem Versuch, Bürgers Lage zu bessern, bekamen an zuständiger Stelle die Freunde es zu hören, ein wie lässiger Beamter er sei, und wie wenig seine bisherigen Dienstleistungen eine bürokratische Förderung rechtfertigen könnten.

Diese geschäftliche Erfahrung, Unzuverlässigkeit und Saumsal, die er später selbst als seinen „Bürgerianismus“ bezeichnete, trat auch im Verkehr mit seinen Freunden hervor. Sein Rath und sein Urtheil, ja sogar seine werthältige Hilfe war den dichtenden Genossen von höchstem Werth. Gedichtabschriften und grössere Manuskripte ließen fortwährend in das alteingeschlossene Almhäuslein eiu. Aber sie kamen schwer wieder heraus. Und dann erfolgten Ekklamationen. „Der Henker mag wissen“, sagt der Suchende, „wohin sich die Goedingschen Stanzen verkrochen haben. Innerhalb meiner vier Pfähle sind sie gewiß noch, aber wo? Der Teufel pflegt mir öfters über so was seine verdammte Faust zu halten, blos damit ich mich so hart und schwarz, wie seine Faust, ärgern muß. Ich werde sie noch einst wiederfinden, wenn ich sie nicht mehr suche.“ So geschah es auch.

Wenn es richtig ist, daß man aus dem Munde der Kinder die Wahrheit hören wird, so hat Bürgers achtjähriges Söhnchen, das Unterpfand seiner Liebe zu Molly, den Papa richtig beurtheilt. Es ist so reizend wie rührend, daß der Kleine an seinen kindlichen Spielereien unbewußt verspürt, was dem Vater den Ernst des Lebens so bitterlich schwer machte: „Liebes Väterchen“, schreibt (Juni 89) der kleine Emil, den seine Tante erzog, „ich werde nun recht artig weil du es haben willst aber aber du wirst doch auch war halten denn Vater müssen war reden, und wirst mir schöne Sachen schicken. die Bücher habe ich auch noch nicht von dir. Da du bist mir ein Vater.“ Einige Monate später: „Wie Sie vor den Jahre da waren, verprachten Sie hener wieder zu kommen, Sie haben aber nicht wahr gehalten, und versprachen es doch recht sehr. Halten Sie mir mit den Gelde besser wahr, hören Sie libes Vättergen, wißen Sie wohl noch? daß Sie mir 100 Thaler schicken wollten, wenn ich an Sie den ersten Brief schriebe das ist nun wol der dritte und habe noch nicht 100 Pfenze geschen.“ „Es ist doch ein kleiner Nachbengel“, fügt die derbe, gemüthliche Tante Mühlner diesem Mahnbrief bei; aber sie, die ihren geliebten Bruder Gottfried kannte, wußte genau, wie sehr es der kleine Nachbengel getroffen hatte.

Auch literarische Dichter mußten sich Bürger gegenüber in Geduld fassen und hätten oft an ihm den Ruf seiner Lenore entzünden können: „Wie lange willst Du säumen?“ „Wenn mir nur nicht so viele Leute die Hölle heft machen und zum Homer mächteten!“ stöhnt er (Januar 77 an Sprickmann). Der große Schauspieler Schröder in Hamburg, den Bürger bei einem Gastspiel in Hannover kennen gelernt hatte, wartete auf die verabredete Macbethübersetzung Jahre lang. Was ein heutiger Theaterdirektor nicht mehr thäte, er wartete geduldig, während er von Zeit zu Zeit ein höflich-drängendes Mahnzelldchen an den Dichter sandte, dem er allein diese Arbeit zutraute. Während aber die Stunde drängte, während in Hamburg Dekorationen und Kostüme bereit lagen und durch das starke Interesse für Hamlet und Lear die Gelegenheit günstig war, gelangte Bürger auf seinem „Hungerdorfe“ von Shakespeare wieder einmal in den Ossian hinein; so wenig Freude er früher durch den Vorsprung Fritz Stolbergs mit seiner Ossianübersetzung erlebt hatte, so rasch war er entschlossen, sich an den Ossian zu machen. Der kleine Freund Voje warnte vor dieser zeitraubenden und wenig eintäglichen Thätigkeit. Bürger aber, obwohl ihm das Messer scharf an der Schleife sitzt, obwohl er von literarischen wie mercantilistischen Gläubigern umdrängt wird, erwidert: „Mit meinem Ossian ist es nicht gerade auf den Gewinn abgesehn. Es januert mich nur, fast jeden seiner Löne verstimmt in den bisherigen Dolmetschungen zu hören... Deine Gründe gegen das Unternehmen sind vollkommen richtig; indessen wil ich doch, wäre es auch mir zu meiner alleinigen poetischen Erbauung, fortfahren, mich mit dem großen Könige der Lieder zu beschäftigen. Was jetzt nicht zu gebrauchen ist, steht vielleicht künftig zu gebrauchen.“ Geschäftstüding und lebensweise ist das nicht gedacht. Über es liegt etwas von jenem Elemente drin, ohne das eine grosse Poesie im Menschen nicht entstehen kann: der gebieterische Ruf des Genius „Die Sache will's“.

Die Ossianübersetzung ist zu Stande genommen und schließlich auch die Macbethübersetzung; und die Reihe dessen, was Bürger auf literarischem Gebiete außer seinen Gedichten vollbracht hat, ist nicht gar so kurz. Wenn daneben Vieles liegen blieb und scheiterte, so ist der Grund gewiß auch in ihm, mehr aber noch um ihn herum zu suchen. Als er (Mai 77) an Boje die schöne Ballade "Der Bruder Graurock und die Pilgerin" geschickt hatte, fügte er bei: "Trotz allen Geschäftten und Verstreutungen, die mich umgeben, reiht sich doch in den Zwischenmomenten allerley los." Über ein anderes Mal (April 76) klagt er: "Ach! daß ich zu so herrlichen Zeiten keine Musse habe und die Flammen vergebens brennen lassen müßt. Den Gott! Ich fühle mich schier stark genug und von dauerhaftem Altheu, das große Nationalgedicht . . . zu Gange zu bringen." Und auch noch ein Jahr später: "Es kommen mir zwar jetzt öfters Stunden der Weihre, nur leider darf ich sie nicht nutzen. Ich werde von außenher gar zu sehr bestürmt. Ob ich wohl noch einmal in meinem Leben zu einiger Ruhe kommen werde? Vielleicht, wenn die gäldnen Tage der Jugend, der Wärme und der Kraft dahin sind." Dieses Verhängniß seines Lebens hat er in Briefen an Gleim und Boje selber epigrammatisch ausgedrückt: "Niemand kann zweien Herren dienen, dem Mannen und den Mäusen". Wie schwer das zu jenen Zeiten war (ist es heute viel anders?), erhält Bürger von Freunden bestätigt. Graf Fritz Stolberg, der ihm eine Beamtentstelle im Oldenburgischen verschaffen soll, schreibt (Februar 87) an ihn: "Anher wenigen Edeln hält der ganze übrige Pöbel, und vor Allen der durchlängliche, den Dichter für einen zwar seltenen, aber losen Vogel, der nicht in die Wirthschaft taugt. Weil wir fliegen, glaubt man, daß wir nicht gehen können; und wenn wir auch in Geschäften heller sehn, hält man uns für übertriebtig." Über auch Boje, den die Genies mit einer humoristischen Mischung von Hohn und Respekt zu den "ordentlichen Leuten" rechneten, und der ein musterhafter Staatsbürger war, muß darauf hin, daß der Freund bei den Obrigkeitsschlecht angefehlte war, einzumünne: "Und daß du Verse machst, ist daß allerschlimmste. Wenn du Karlen spielfest, würde manches gar nicht bemerkt werden."

Verzuwetztes Sichdrehnergeben und Schuhnicht hinaus wechselt in Bürgers Stimmung. An Boje, den Ordentlichen, Vorsichtigen und Vernünftigen, schreibt er (Juli 78): "Zah und eine neue Bahn anfangen, auf welcher ich wahrscheinlich den Mäusen gute Nacht sagen mund . . . Verbrennen! Verbrennen will ich alles, was dem ähnschl. sieht und mein mir beschiednes Tagwerk wie alle andre ehrliche Alttagdeute nach seiner Leier läßlich umzuflügen, bis an mein kostloses Ende".

Sagung steigerte sich bis zum Verzweiflungsschrei. "Ich bin wie in ein dumpfes Grab verschlossen, ich kan nicht atthmen, ich ersticke, "Großer Gott du gibst mir das Vermögen zu leben, und, nicht den Ort, nicht die Gelegenheit!" Über an Spridmann, den wahlverwandten Schwarmgeist, schreibt er (Oktober 77): "Hör einmal, Pürsche, ich habe ehem gar verdammt Gedanken. Achmlich den: Alles zusammenzuraffen, in Ordnung zu bringen, mein Haus zu bestellen, die Meinungen zu versorgen, und dann . . . erwerben nicht, aber allenfalls bewachslungen. Dein unsere Weiber, wenn wir sie versorgen, verlichren nichts an uns. Oder, was meint Ihr, wenn wir so viel noch zusammenkrazen und mitnehmen könnten, um uns am Rhein oder einer andern anmutigen gesegneten Gegend ein Häuschen und einen Weinberg zu kaufen. Darum als ein Bauer zu arbeiten, zu leben, und zu sterben, stelle ich mir gar paradiesisch vor." Auch Boje kriegt ähneliches zu hören: "Ich will aber noch glücklich seyn. Das hoffe ich bei einer Schale vol Milch und Brod im Bauerntitel zu werden." Es war im Herbst 1778, die Welt stand unter dem Sternbilde Monstcaus, auch der niedersächsische Bauernsprößling, der doch die vielgeprägte ländlich-sittliche Fennre mühste, verhofft sich ein artadisches Idyll am Ruten der Natur. Es waren Pläne, es waren Lustschlösser. Zu Wahrheit verblieb Bürger um und in Göttingen. So oft er seine Stellung wechselte, berührte ihn neue Hoffnung, die nur zu bald neuer Enttäuschung den Platz räumte. Als er am Amtmann verhaftet hatte, schreibt er (Dezember 85) seinem Schwager: "Es war in dem elenden Edelmann-Dienste nicht mehr anzuhalten. Es ging dabei nicht nur alle mein Atemthchen, sondern auch Gesundheit und fast das Leben zu Grunde." Als er die Pachtung aufnahm, schrieb er an Gleim, sie sei für ihn sehr ruinös gewesen. Und als er endlich in Göttingen die Professorur ohne Gehalt bekommen hatte, ließ er sich (Oktober 89 an Boje) vernachmeuz: "Ich treibe jetzt mehrrentheils Kartoffelstudia. Denn ich habe dirs, glaube ich, schon leiblich gemeldet, daß ich nun hier ein Herr Professor geworden bin. Da bist du was rechts! wirst du mit Major Zellheim sagen."

Wie bei den meisten Menschen, so ist man auch bei Bürger nicht abgeneigt, die Schule an seinem Unglück weniger in den Verhältnissen und im eignen Naturell, als bei den Mitmenschen zu suchen. Von früh an ist seine Gesellschaft nicht immer die beste gewesen. Schon in Halle als junger Student der Theologie und später der Medizinenfakultät geriet er an den berüchtigten Kloß, den "Geheimratsh" Lessingschen Klugendienst. Dieser elegante Lateiner war nicht nur ein flacher Gelehrter und windiger Schöngeist, sondern auch ein lustiger Bruder, der im Weinhaus und mit Weibern seine Würde oft genug hinwarf, ohne daß er, wie sein Vornichter Lessing es forderte und könnte; im Stände gewesen wäre, sie wieder aufzuhaben. Vor diesem Kloß schrieb Lessing: "Besonders halte er einen Schwarm junger anscheinender Skribler sich zinsbar zu machen gewußt, die ihn gegen alle vier Theile der Welt als den grössten, außerordentlichsten Mann ausposaunten und ihn in eine solche Wolke von Weihrauch verhüllten, daß es kein Wunder war, wenn er endlich Augen und Kopf durch den unklotschen Dampf verlor." Einer dieser Skribler sollte eben damals, als Lessing sein großes Strafgericht lobte, auch der einundzwanzigjährige Bürger werden. Kloß schmeichelte seiner Eitelkeit und versprach ihm goldne Vergo. Wofern er selbst "nur länger in Halle bleibe, werde er seinen jungen Freund gewiß bald als Hallenser Professor begrüßen. Das wüste Leben in Halle müßte sehr bald nicht nur dem Goldbontel, sondern auch dem Biedermeier des alten Großvaters in Alschersleben zu wider werden." Er fing an, zu schellen und zu knauern. Da legte sich der ununterbrochene Geheimratsh ins Mittel. Zudem er dem Alten durch seine Autorität und Würde als Lehrer zu imponieren suchte, ging sein Abschluß nur dran aus, dem Zechkumpan Geld in den Beutel zu schaffen. Über der alte Bauer war schlau genug, den Unrat zu riechen, und schickte sein Enkeljüch von Halle nach Göttingen. Auch hierhin folgte Kloß endg. Schalten. Einflußreiche Lehrer der Universität, wie Heyne und Böhmer, suchte er seinem Jünger durch hochhastige Witze zu verleidern. Dafür aber empfand er ihn an das Hand seiner Schwiegermutter, wo Bürger in die Arme eines läderlichen Frauenzimmers fiel und in allerlei unliebsame Häudel mit Hausboden geriet. Der Großvater zog ganz seine Hand von ihm. Kloß wollte persönlich vermittelnd, aber die grobe Behandlung, die dem Herrn Geheimratsh im Hofe zu Alschersleben angedichtet wurde, kann als ein ergötzlich derbes Seitenstück zu Lessings gehöriger Abfertigung gelten. Der Knüttel des niederen Bauernverständes und die Damascenerkrüge des höchsten wissenschaftlichen Geistes trafen denselben Schädel. Für Bürger war es ein Glück, daß sein trunkfröhlicher Mentor bald starb. Er konnte sich nun desto eher auch von dessen geistigen Einflüssen befreien. In jenen Hallischen Studententagen halte der junge Bursch gewiß feurig für seinen Meister gegen Lessing Partei genommen. Elf Jahre später (Mai 70) schreibt er an Boje: "Wie hat sich mein Geist an dem Rothan gestärkt! Wie verlangt mich, dir alles zu sagen, was mir dabei eingefallen ist und noch einsfällt." Damals hatte er dem Dichter des Rothan die antikarischen Verse längst und gern verziehen.

Ein milderer Schriftgeist war nach Kloßens Tod an seine Seite getreten und versöhnte ihn auch wieder mit dem großen Alten in Alschersleben. Es war Gleim. Wie Kloß hatte auch Gleim stets einen Schwarm junger anscheinender Skribenter um sich, an denen er nicht immer Freude erlebte und zwar um so weniger, als er sich diese "Halberstädter Dichterbewahranstalt" (ein Wort Erich Schmidtts) nicht zu selbststänigen Zwecken hielt, sondern aus Liebe zur Poesie und zur Jugend. Bürger liebte und verehrte in dem gütigen Kauoukus stets sein "liebes Bätherchen". Freilich konnte ihm auch Boje Gleim nicht viel helfen. Als Dichter stieg Bürger weit über seinen Horizont hinaus. Eines der ersten Gedichte, die Bürger an Gleim sandte, war "Das Dörscheu", ein ideales Landschaftsstück, das noch dazu unoriginell dem Bernard nachgebildet ist, von dem Heiler Boje mehr für sich selbst als für Bürger in Anspruch genommen wurde und dessen Tonart durch Verse wie diese bezeichnet wird:

Gähn ist die Blur,

Allein Elße

Macht sie mir nur

Zum Paradiese.

Gleim schwamm in Wonne und flehte um nur noch zwei solcher Liedchen; damit vermaß er sich, das Herz Friedrichs des Großen für Bürger zu gewinnen. Der König liebte Bernard, warme sollte er nicht seinen Berlindeutscher lieben lernen? Über diesen Berlindeutscher zog von Bernard und von der stillen, würdigen Beschaulichkeit Gleimischer Freundschaft ein düstres Dämnon weg.

Allen den unerträglichen Rabalen, die Bürger mit einem angeberischen Pastor und andren Glöcknernfrieden hatte, will ich hier

nicht nachgehn. Denn sie haben keine greifbare Spur in seiner Dichtung hinterlassen. Mehr als solche schudnachbarlichen Rabalen machte die Liebe dem Herzen Gottfried Augusts zu schaffen. Hier bluten die Wunden dieses armen Lebens am reichsten. Hier wünschen die Moralisten Schön zu Lebzeiten und später in den Literaturgeschichten das Meiste am Beige zu stützen. Alle jene ichlosen Moralbegriiffe, mit denen man auch dieser Lage noch in Säntlarbetrachtungen eine vletschliche und in ihrer Vletschlichkeit singuläre Menschennatur abzutunzeln liebt, wie „Haltlosigkeit“, „Unsittlichkeit“, „Charakter-schwäche“ — uligend ist dieser abstrakte Maßstab fälschen Herzens angelegt worden, als an das Liebeleben des Dichters der Mollysieder. Aber so wenig man heute bei einer Persönlichkeit wie Heinrich Heine dem problematischen Menschen die Ehrengewissheit darf, die dem Dichter gebührte, so wenig ist bei Bürger Poesie und Leben zu trennen. Wer am Baum die goldensten Früchte prangen sieht, soll nicht klagen, daß diesen Baum ein unreines Erdreich nährt.

Gottfried August Bürger,  
Von Paul Schlenker.

## II.

### Bürger im Kampf um die Liebe.

Weh mir! Alle Eingeweide  
Wreht der bängsten Angstung Kramps!  
O ich armer Mann, wie meide  
Ich den furchterlichsten Kampf?

Elegie. Als Moltk sich losreißen wollte.

Zu Goethes beispiellosem Glück gehörte seine Mutter, die mit ihm jung gewesen war und innerlich nie alterte. Er sah in sie hinein wie in einen Spiegel, der ihm das klarste Klinselner eigenen Seele zeigte. Dieser Blick gab ihm Heiterkeit und Ruhe des Herzens, das wie im weiblichen Takte schlug. Bürgers Lebensglück fing schon mit der an, die ihm das Leben gegeben hatte. Früh mußte er ihren groben Händen weggenommen werden; die zeitige Entfernung wirkte für immer. Als sie ihm in einem „sonderbaren Briefe“ drei Wochen zu spät den Tod des alten Großvaters, dem er ein herzliches Grabled singt, meldet, „wacht er sich keine Rechnung, nur Gutes von ihr zu empfangen.“ Erst als sie zwei Jahre später selbst im Sterben liegt, verlängert ihr nach dem einzigen Sohne. Er findet sie nicht mehr vor. Einer seiner Freunde meint: „Deiner Mutter Tod mußte Dir natürlicher Weise im Anfang woh zu Herzen gehen. Aber sonst glaube ich, kaunst Du mir doch wol besser und bequemer leben als sonst.“ Welch ein Andenken diese Frau bei ihren eigenen Kindern hinterlassen hat, beweisen einige Zeilen, die noch 14 Jahre nach ihrem Tode die Tochter Friederike Müllner (die Mutter des Schicksalstragöden), eine prachtvolle Frau, an den Bruder schrieb. Sie will ihn vor den Schlingen einer Kottele bewahren, und um ihn recht abzuschrecken, schreibt die gute Müllnerin: „Unsere Molmerdewen Mama war ein Engel gegen sie. Auch in ihren scheußlichsten Furien-Vlicken kam sie dieser heute noch nicht bei.“ In der Mutter pflegt der Mann das Weib verstehen zu lernen. Von der mütterlichen Hand wird in sein Wesen eine Kultur gelegt, die ihn nicht nur an Mitterlichkeit und Bartgefühl gegen gleichgestellte Frauen gewöhnt, sondern ihm auch die siegende Gewalt des weiblichen Schubbedürfnisses zu einer Bedingung seines Glücks macht. Wer diese Kultur nicht schon vor der Manneskreise empfangen hat, wird ihrer stets entbehren. Sie gehört zu den Dingen, die Händchen dem großen Hans mitbringen muß. Bürger ist ohne diese Kultur durchs Leben gegangen. Er war daher in seinem Verhältniß zu Frauen so oft Gefühldäuscherungen ausgesetzt.

Als halbwüchsiger Bursch begann er, wie es jeder Andere auch gethan hätte, um die schönen Kinder von Alschersleben und Halle leicht zu tändeln. Für solche grünen Herzengesichte fand er noch mit zwanzig Jahren einen lyrischen Ausdruck, der tief in Schulweisheit steckt. Aus diesen Liebesklagen um eine ungewisse Chloe merkt man, daß der Sänger seinen Panthanius, seinen Tibull gesehen hat. Es ist alles noch schulbüchiger Kindertand. Bald nekt er ein Mädchen, das mit der Puppe spielt, bald wirft er sich in die Brust und giebt der Weisheit, ihm warnt, den Trost, daß sein Amor ja nur der platonische Amor sei,

Mit dem Petrarcha sich verband,  
Dem einen Tempel unser Gleim gewechhet,  
Dem auch Jacobis fromme Hand  
Altare baut und Blumen strewet.

Was freilich dieser züchtige Sänger, der so würdevollen Vorbildern nachseift, gleichzeitig mit Kloß und Kloßens Göttlingischer Weibersippe durchmachtet, hat er seinem „Saitenspiele“ nicht vertraut; er schildert sich nur selbstironisch als einen hädelnden Stutzer, der sich in lästerlichen Phantasiespielchen behagt. Auch die bessere Gesellschaft, in die Bürger endlich kam, die ekstatischen Dichterjünglinge des Göttinger Hains, gut gebildete und wohl erzeugte, dem Idealen zugewandte junge Männer, vermochten noch nicht, die Liebeslyrik ihres vollblütigeren Genossen von den konventionellen Formen und Gedanken zu befreien. Einer wesenlosen Adelina gelten geschweinte Leiden. Er gefällt sich in der Positur des schwachenden, um eines andren willen verschmähten Liebhabers. Seine Schuschnicht nach Sklavenketten steigert sich zu matter Eisensucht:

Schöne Buhler werden kommen,  
Werden dich um Liebe stehn;  
Und du wirst von deinem Foppen  
Zu dem Schönern übergehn.

Er ist noch ein gleimirender Lyriker, der auch in der Niedermung mit den sanften Freunden Höhly und Miller seinen Kästel abgefärbt hatte; oder er ist der abstrakte Liebesdichter, der sich in die Rolle der mittelalterlichen Minnesänger hineindunkt und mit der nie erfüllten Hoffnung tändelt:

Geslebt, geehrt, bis an mein Ziel  
Von einer Flur zur andern,  
Werdt ich mit meinem Saitenspiel,  
Herbelgeren, wandern.

Der Arme wanderte jedoch nicht durch die Blüren, sondern ins Gesellehäuser Amt, wo er unter vielen unerquicklichen Altersarbeiten eine große Kunst fand: eine empfängliche, dichterisch empfindende, fromme Frauenseele, die ihn an sich zog. Es war die Gattin seines Vorgängers, die Hofräthlin Lissi. Als Bürger in ihr Haus zog, war er 24 Jahre alt; sie ist weitaus älter. Sie ist eine der schönen Seelen ihrer Zeit. Sie kann sich über ideale Fragen ereifern und glaubt an einen Kontakt mit der Geisterwelt. Sie liest Lavaters Tagebuch und mit Bürger zusammen die neuste der literarischen Neugkeiten, Lessings Emilia Galotti. Sie wird von Boje und den Grafen Stolberg herzlich und dauernd verehrt. Der greulige Klopstocker Cramer, der, wie immer selbstgesäßlig übertriebend, sie eine honette „Matrone“ nennt, schwankt im Urtheil über sie; ist aber in seiner lärmenden Originalitätsfercerel nicht ernst zu nehmen. Bürger hat fast zwei Jahre (Juni 72—März 74) bei Lissi gewohnt; während der Hofräth als Vormund Württembergs Kinder zuweist Geschäfte in Hannover abzuwickeln hatte, leistete Bürger der Frau Gesellschaft. Er wünscht sie sich zur „Genossin in den paradiesischen Lauben“ und verspürt durch ihren Umgang neue dichterische Stimmmungen, ein neues „unbeflecktes Habsenspiel“. Sie richtet den Blick des Dichters gen Himmel und sucht einen Einfluß, wie ihm um dieselbe Zeit das Fräulein von Kleistberg auf Goethe hatte. So sitzen sie an langen Winterabenden beisammen und vergleichen die irdischen Leiden mit den Außerdichten in die Ewigkeit. Die Folge davon ist ein tief und echt empfundenes, vortrefflich geformtes Gedicht, das in jedem Alndachbuch stehen könnte:

Mit dem nahgeweinten Schleier  
Lösch' ich meine Thränen aus,  
Und mein Kluge schauet freier,  
Über Zeit und Grab hinaus.

Der Glaube, daß Erdenleid himmelsch gelohnt werde, spricht sich am reinsten in dem Verse aus:  
Kleine Jahre darf uns reuen;  
Denn sie stet in Gottes Hand.

Der Schluss wendet sich persönlisch an die Seelenfreundin, die vor der Welt Agathe heißt:

Mich begleite jede Wahrheit,  
Die du schmelzend mir vermählt,  
Zu dem Urquell aller Klarheit  
Wo kein Neid sich mehr verheft.

Wenn die Himmelsfreundin das Band etwas lockerte,  
kamen freilich aus derselben frommen Dichterseele auch andre  
Köne, und ein Danklied preist die Wonne dieser Welt.  
Bürger gestalt, um, mit dem alten Brodes zu sprechen, zu  
jener Zeit auch ein irdisches Vergnügen in Gott. Hierzu  
gehört die Freude an sich selbst. Er danket dem Allgütigen:

Vor Tausenden gab deine Kunst  
Des Liebes und der Hafte Kunst  
In meine Rechte, meine Hand;  
Und nicht zur Schande für mein Land.

Er durfte so selbstbewusst loslingen, denn eben damals  
entstand in ihm sein populäres Gedicht, die Lenore; und  
es ist mir nicht zweifelhaft, daß die tendenziöse Schlusssolute:  
"Mit Gott im Himmel habde nicht" den frommen Stempel der  
Hofräthlin trägt. Das Verhältniß der beiden blieb rein plas-  
tisch. Als sich aber der poetische Haussfreund einem blutjungen  
Nachbarstöchterchen zu neigen begann, als Jugend nach Jugend  
ging, verschloß die im höchsten Grade hysterische und melancholische  
Dame schwerem Schachthum. Sie böhnte, wie Bürger an Boje  
schreibt, ihren besten Thell ein, den Verstand. Nur noch  
wenige Monate hielt es der Freund unter dem "fatalem  
Hausskreuz" der armen Wahnsinnigen aus. Dann zog  
er dorthin, wo sein Mädelchen wohnte. Aus dem  
düsteren Amtsgebäude in Gessiehausen nahm er aber doch  
einen Trost für das Leben mit; den frommen Glauben

seiner Seelenfreundin. Mit dem Gessiehäuser Pastor geriet  
Bürger bald in die bitterste Feindschaft, die auf gegenseitigen  
Verderben sann; und die Folge davon war ein  
ingrimmiger Abschluß gegen alles pfälzische Wesen. Mit dem  
Gessiehäuser Gott aber blieb Bürger zeitlebens auf bestem Fuße.  
Ein auverstößliches Gottvertrauen begleitet ihn durch alle  
Wirkisse seines Schicksals.

Dieses Schicksal sollte sich bald genug wieder verwirren.  
Unweit Gessiehausen liegt die Burg zur Niedeck. Auch hier  
befand sich ein Lusthaus. Während aber das in Gessiehausen  
postierte altengleichensche Amt unter Botmäßigkeit der Herren von  
Uslar stand, ressortierte das Niedecker direkt von der hannover-  
schen Regierung. Auf der Niedeck walzte damals der Amtmann Leonhart, ein kräftiger Kunziger, ein guter Mann, der  
Gott einen noch bessern sein ließ. Er verlor seine erste Frau  
ungefähr um dieselbe Zeit, als deren jüngere Schwester ihren  
ersten Mann, den Arzt Strecker, verlor. Die beiden hinter-  
bliebenen Theile vermählten sich. Die Frau brachte aus erster  
Ehe zwei Töchter mit und war den fünf Kindern, die sie  
verwandt, eine gütige Stiefmutter. Aber weder sie noch der  
Vater kümmerten sich um Erziehung und Ausbildung. In  
aller Freiheit wuchsen die Kinder heran, wie die Blumen  
auf dem Felde. Als Bürger ins Haus kam, ein junger Mann  
von 25 Jahren, waren zwei Töchter bereits erwachsen. Anna,  
die Älteste, die sogenannte "Ente", hat stets mit Bürger treue  
Freundschaft gehalten; als die Ente längst den Amtmann  
Elderhorst in Bissendorf geheirathet hatte, nahm sie Bürgers  
verwaiste junge Wirt unter ihre breiten Flügel. Die  
zweite Tochter, ein Mädelchen von 18 Jahren, hieß  
Dorette. Zwischen ihr und Bürger blieb es nicht bei der  
Freundschaft. Im März 74 fragt Bürger bei Boje an:  
"Wist Ihr schon, Freund, daß ich mich hier verplempert  
habe?" Als Bürger damals diese vulgäre Ausdrucksweise  
brachte, ahnte er noch nicht, wie ernstlich sie zutraf. Denn  
damals war er ganz Lebhaber, der von seiner Unserformen  
verscholt: "Mag sie doch andern nichts seyn, mir ist sie alles." Boje knüpft an seinen Glückswunsch die Frage: "Aber be-  
geisterst Sie die Liebe zu seinem Gesange? Sie hältten die  
Liebe feurig singen müssen, oder kein Dichter kann's!" Doch  
die Sangelust war nur gering. Offenbar kannte der Verlobte nicht  
viel zur Einkehr in sich selbst. Was später in der Ballade Roselitten  
von Laubenthal erfahren sollte, geschah zur lauen Sommer-  
zeit auch dem Dorettschen auf Niedeck: "Ach Liebender Glauben  
ist willig und zähm." Aber Bürger handelte anders als der  
treulose Junker vom Falkenstein. Er forderte das Liebchen  
zur Frau. Im November war die Hochzeit, und das Kind,  
das sechs Monate später zur Welt kam, war ehrlich. In  
den Glittertagen erwacht Bürgers Muse zu einem "neuen  
Leben":

Ei wie so wach und fröh,  
Froh und wach sind meine Sinnen!  
O, von welcher Sonne sloh  
Meines Lebens Nacht von himmen!

Im Unterschied zu den späteren Molksliedern kann man  
dieses Gedicht mit einzigen wenigen andern als Dorettslieder  
bezeichnen. Sie sind banal und ohne tiefere Empfindung.  
Der Dichter holt sich sein Mütszeug nicht vom eigenen liebenden  
Herzen, sondern aus dem Altersgeist der Minnelieder. Auch  
scheinen schon in der Brautzeit öde Stunden über ihn  
zu kommen, denn das Bedürfnis nach Lektüre ist bei  
beiden Liebeslenten groß. Die Freunde in Göttingen  
können nicht genug Besuchter schicken; offenbar ist es  
Bürgers Wunsch, den Geschmack des Weibes zu bilden. Das  
scheint ihm auch gelungen zu sein. Denn unter den häsrlichen  
Neuerungen über seine Frau findet sich (Dezember 76)  
diese: "Müllers (des Siegwarddichters) Briefwechsel gefällt  
mir und meiner Frau, die gar nicht unrichtig zu urtheilen  
pflegt, sehr wenig". Ein solches Lob fällt nunso mehr ins  
Gewicht, als Bürger in demselben Briefe vor dem Hei-  
rathen warnt: "Die Ehe — und wenn es auch ans lästlichste  
mit ihr ist, ist Mühe und Arbeit." Je mehr Bürgers Herz  
gegen seine Frau erstaute, desto ehrlicher ist er bestrebt, ihr  
gerecht zu werden. In demselben Briefe, wo er sich sehr  
drastisch über eheliches und außereheliches Liebesglück äußert,  
heißt er (August 77) Boje mit, er sei hinter einige ge-  
schriebene Heimlichkeiten seiner Frau gekommen, die gut er-  
staunlich viel Auslage verriethen: "Es ist aber ein gar  
schmurriges Weib. Von allen dem läßt sie keinem Menschen,  
am allerwenigsten mir was sehen. Wüßte sie, daß ich was  
davon ausspionirt hätte, so wäre alles aus. Ich muß sie also  
in der Stille beginnen lassen und verstoßen sehn, was heraus  
kommt!" Eine dieser Heimlichkeiten steht unter Bürgers Gedichten,  
ist von ihm, wie er es in seinem Museum anzeigt auch mit  
den Erzeugnissen anderer that, ausgefertigt worden und heißt  
"Mutterlandete". Es ist in naiver, schlichter Weise der Stolz  
und die Freude am Besitz eines rothwangigen, goldzottel-  
haften, wohlgenährten, heiteren Kindes ausgesprochen, daß  
sie keinem aufrant und keinem auvertraut. Zu der Liebe zu  
diesem Kinde blieben die Gatten elnig; als es ihnen durch  
den Tod genommen wurde, kam über Jahr erwünschter Erfolg.

Das junge Amtmannpaar war bald nach seiner Verhei-  
ratung nach Wöllmarshausen gezogen, aber mit Niedeck  
lebte ein reger verwandschaftlich-freundlicher Verkehr.  
Dieser wurde noch inniger, als sich im Frühjahr 77 der alte  
Amtmann Leonhart plötzlich niederlegte und starb. Jammer  
und Not waren groß. "Meine Frau", röhnt Bürger, "ist  
noch die einzige, die noch etwas Besonnenheit hat." Mitten  
in den Geschäftien, die Leiche und Nachlass mit sich bringen,  
denkt Bürger auch an die eigne Zukunft. Wenn er der Nach-  
folger seines Schwiegersohns würde, so würde er nicht nur  
die lästige Bevormundung der Herren von Uslar los,  
sondern auch seine Stellung habe und er könnte besser  
für die hinterbliebene Familie seiner Frau sorgen. Bei  
sieberhafter Bewegung, leider unsont, wendet er sich an  
Boje nach Hannover, damit dieser für ihn wirke. Seinen  
"Bürgerantritt" scheint er ganz verloren zu haben. Er ist  
thätig, sorglich und eifrig. Die verwaiste Familie hat Schutz  
und Trost an ihm. Es kostet ihn unendlich viel Zeit und  
Mühe, alles in Ordnung zu bringen und den jungen Söhnen  
eine Unterkunft zu schaffen. Und wie geht in diesen Sorgen  
sein gutes Herz auf! Wie weh er zu trösten, zu warnen, zu  
mahnen! Seinem jüngsten Schwager Georg, das Nestküken,  
den allgemeinen Liebling, einen hübschen siebzehnjährigen  
Jungen hat er als Kadetten untergebracht. Er gibt ihm  
auf die Reise ein wahres Poloniusbrevier mit; als der  
Junge über Heimweh klagt, schreibt er ihm Briefe, die  
feder lesen sollte, der an Bürgers liebendwürdiger Freiheit  
und gemüthwoller Laune zwitselt.

Was den Ton dieser Briefe so brüderlich und beinahe  
mütterlich macht, war allerdings nicht allgemeine Menschen-  
freundschaft und Leutseligkeit. Auch ein gutes Herz öffnet  
seine Gründe nicht jedem ersten Besuch. Der Knabe Georg  
war nicht nur Doretts liebster Bruder, sondern er  
hatte auch den Blondkopf und die himmelblaue  
Augen einer Andern. Als Bürger nach Niedeck zog,

hüpste in denselben Garten, wo er sein brüütliches Glück fand, in halbwüchsigen Mädeln umher, die jüngste der Schwestern. Im Hause ward sie die Guste genannt, in den Freuden ihres Dichters heißt sie Molly. Als Bürger sich mit seiner Dorette vermählte, hielt er die Kleine noch für ein Kind. Zu spät erkannte er, daß erst sie die Rechte für ihn war. Noch als der Vater lebte, war es im Leonhartischen Hause oftens Geheimnis, daß Bürger und Gustchen einander geru hatten. Unter den Freunden Bürgers waren nur Göckingk und Sprickmann, die in ählichen Wirrungen lagen, ins Vertrauen gezogen.

Boje, der nächste Berathet in allen poetischen Dingen, erfährt von diesem Liebeshandel nichts. Man fürchtet wohl seine sitzenstreue Wiene. Aber den Freunde Sprickmann wird (Januar 77) geklagt: "Alle Gefundbrunnen der weiten Welt werden den Brand nicht löschen, der mir in allen Altern und in dem innersten Marke wühlet. Gott! Gott! Was ist das im Menschen was die Leute Liebe nennen?"

Und Oktober 78 heißt es: "Ich schwachte noch immer und werde leider Gottes! so lange schwachten, bis ich mir die Seele ausschwachte." Um jene Zeit merkte (sei es durch Klatsch, sei es durch den Spürsum der Freundschaft, sei es durch die neuen Lieder, die plötzlich ihren eignen Ton hatten) auch Boje, daß nicht alles in Ordnung war: "Ich fürchte, du hast irgend einen Seelenkummer, Iden du mir nicht sagst, der dich abspannt und dich unthätig macht." Bürger hält noch immer hinterm Berge, aber gelegentlich stöhnt er auf: "Ah! — mein liebverwundetes, ewig unheilbares Herz! — Kein Sterblicher hat noch seinen Tod eisriger gewünscht, als ich." Viel öftner ist er gegen seinen Schwager, den kleinen Fährich Georg, dem er (Oktober 82) mittheilt, daß Gustchen den nächsten Winter bei seiner Schwester Müllner in Langendorf bleibt. Er fügt hinzu: "Ob sie mich gleich dort entzehren muß, so lebt sie doch dort in anderen Bevacht glücklicher als anderwo." Und Frau Dorette bestätigt mit derselben Post die Nachricht von Gustchens Abwesenheit. Wie sehr sich diese ruhige, hauste, durch ihr Schicksal zur Philosophin gewordne Frau in die soulderbare Lage zu schüten wußte, geht noch aus einem andern Briefe hervor: "Das stille ewige Einerlei eines ununterbrochenen glücklichen Lebens würde mich, glaube ich, am Ende ermüden; man fühlt die Reize derselben nicht mehr so lebhaft, indeß Uebewegung unseren Hoffnungen und Erwartungen eine Kraft giebt, die uns oft unendlich glücklicher als der wirkliche Genuss eines Glückes macht."

Zur Zeit dieser sanften Gesäßtheit war im Müllnerschen Hause jener kleine "Rackengel", das Söhchen Mollys und Bürgers, bereits vier Monate alt. Von seinem Dasein scheint allerdings der Onkel Georg noch nichts zu wissen. Es scheint aber wirklich, als ob Bürger sich nach der Katastrophe, die eine Trennung von Molly zur Folge hatte, seiner Frau wieder liebevoller genähert hätte. Fernando lebt von Stella Cäcilie wieder. Noch im Weihnachtsblatt desselben Jahres schreibt Frau Dorette ihrem "recht lieben George": "Uebrigens sage nun immerhin alle dummen Grillen zum Henker, daß wir nun gerade just zum Unglück solleten geboren sein. ich Protestire öffentlich davieder. Besonders in meiner heutigen Laune. es wird dir schon gut gehn George du bist ein guter Junge, und sich nur, ich bin ja auch seit einiger Zeit glücklicher, du weißt wie wenig ich sonst auf den Sinn des Worts Anspruch machen könnte! ich freue mich des herzlich, ob ich gleich fürs Künftige vom Schicksal keinen Freibrief erhalten habe. Also George, Sorge nicht für den andern Tag, oder mit andern Worten, denk nicht aus Künftige wenn dir das Gegenwärtige Freude macht. Hängen wir nicht immer mehr am gestern?"

Wie viel mehr erschüttert dieser heroische Gleichmut, als wenn die arme Frau sich in Klagen und Zämmern erginge! Anderthalb Jahre darauf starb sie an den langwierigen Folgen einer Geburtshandlung. In der Todesanzeige spricht Bürger von einer "friedjamen und gemächlichen Ehebindung." Er hielt auch das Trauerjahr inne, bevor er diejenige zur Frau nahm, die "seit zehn oder zwölf Jahren nach einem unerklärbaren Verhängniß das Unglück seines Lebens gewesen war, um sie dadurch zum Glück seines noch übrigen Lebens umzuschaffen."

Bürger konnte sein "kleines liebenswürdiges Weib" gleich als angehende Frau Professorin nach Göttingen führen. Sie ist "eine gute und fleißige Hansfrau" und er hofft, daß dies nicht wenig dazu beitragen werde, ihm auf den grünen Zweig zu helfen. Sein Schwager Ludwig Leonhart hatte aber doch Vergessen an diesen Verhältnissen genommen. Bürger schilt ihn deswegen einen Den Quijote, der sich habe bewindmüller lassen: "Rein lieber Junge, wir waren weiter nichts, als arme unglückliche Leute, deren Abhänglichkeit in weiter nichts bestand, als daß wir uns liebten, ohne und dies weder gegeben zu haben, noch wieder nehmen zu können. Es hat darunter keiner mehr gelitten, als wir selbst; und hätten nicht Leute, die es nichts anging, ganz unberufener Weise ihre Nagen dazwischen gesteckt, so würde alles seinen stillen und ruhigen Gang gegangen seyn. Mein Gewissen hat sich nicht vorzuwerfen, daß ich deswegen ein minder guter Chemian gegen meine vereigte Dorette gewesen sey, als ich wohl sonst gewesen seyn würde. Ich konnte sie jederzeit aufzuhören und fragen, ob ich ihr im mindesten unwürdig und lieblos begegnet sey, und das werde ich auch noch in feuer Welt können, ohne eine gerechte Unklage zu befürchten. Nun, dies ist es ja wohl alles, was dein Herz gegen uns empörte."

Dieser selbe Brief kündigte auch die nahe Ankunft eines "Erbsprinzen" an. Aber am ersten Weihnachtsfeiertage 1785, sechs Monate nach der Hochzeit, kam ein Mädchen zur Welt, und fünfzehn Tage darauf starb Bürgers Molly im Fieber: "Sie, die Ganzvermählte seiner Seele, Sie, in deren Leben sein Muth, seine Kraft, sein Alles verweht war."

Zu diesem größten Schmerze, der ihm zu Theil werden sollte, fallen ihm die Worte seiner Leonore ein: "Hin ist hin! Verloren ist verloren." Und seine furchtbaren Klagen unterbricht er mit dem Versweise: "Niemand nehme sich heraus, mir zu sagen: Bürger, sei ein Mann! Za denu, ich bin Einer; und zwar ein ganzer Mann, der ich so was, und noch so zu tragen vermag, als ichs wirklich trage."

Wie die wirkliche Molly gewesen ist, darüber fehlen uns die Urtheile. Auch genügt uns Bürgers Gefühl für sie. Wie sie ihm erschien, so lebt sie in seinen Liedern fort, und wie sie hier erscheint, so ist ihre Gestalt unsterblich. Jeder Wechsel der Empfindungen in diesem Herzensbindniß findet seinen Nachhall in den Liedern. Zunächst ein frohes Genießen der unschuldigen Gegenwart. Helle, heitere Töne! Mit den Singvögeln um die Welt trällert der Liebende vor dem Fenster der schlafenden Liebsten sein Trallirum larum Leier! Wohl ist Schuscht nach ihrem Besie da, aber dieses Verlangen getrostet sich der Hoffnung: Geduld! die Zeit schleicht auch herbei!" Ueber die Kette, die sein Herz trägt, kann er noch scherzen; ein ausgelassener Gesangner, der selbst den Gedanken an ewigen Verlust noch nicht ernsthaft Raum geben mag.

Wann einst des Todes Sense klirrt,  
Eins von uns wegzunähren,  
Ach, lieber Gott, wie wehe wird  
Dann mir und dir geschehen!

Mitten in diesem frühlingshaften Glück, das ihn mit erster und mit einziger Liebe zugleich umfaßt, besinnt er sich, wie wenig er ein Recht auf dieses Glück hat, und noch in halblandendem Tone fragt er die Weisen um Rath, wie es kam, daß Schön' Suschau, d. h. Dorette seine Frau ihm einst anders erschien als jetzt. Die Weisen wissen keine Antwort, und so gibt er sie sich selber:

Drau, Lieb' ist wohl wie Wind im Meer:  
Sein Gausen ihr wohl hört;  
• Allein ihr wisset nicht, woher,  
Wißt nicht, wohin er fährt.

Aber auch diese Erklärung hält nicht immer Stich. Und Bürgers eigne Liebe zu Molly widerlegt sie. Sie dauert und wird fest im Leide. Des Liebenden Schuscht steigert sich; wie seine Leonore, möchte auch der Dichter "vor den Wehen der ungezählten Lust" am liebsten sterben. In dieser Stimmung kann der Dichter unter alten Papieren und sucht ein Lied hervor, worin er eine solche Stimmung ausdrückte, ohne selber von ihr beherrscht gewesen zu sein. Er kann nun erst die Probe auf sich selbst machen. Über den süßen Sommertag, an dem "das Mädel, das ich meine", achtzehnjährig wird, läßt er doch nicht vorübergehn, ohne sie gleichsam vor den Spiegel zu führen und ihr schalkhaft ein reizendes Bild ihrer Reize zu zeigen. Sie ist ihm die Krone der Schöpfung. Das Holdeste, was es auf Erden giebt, ist ihrer weith, und er dankt dem lieben Gott dafür. "Wer hat wie Paradiesewelt des Mädels blaues Aug' erhellt?" "Wer hat das Roth auf Weiß gemalt, daß von des Mädels Wangen strahlt?" "Wer schuf des Mädels Purpurmund, so würzig süß und lieb und rund?" Wer ließ vom Nacken blond und schön des Mädchens seidne Locken wehn?" Jeden dieser Reize entspricht ein gleichartiges Wunder der äußern Natur; jedoch diese große Schöpfung Gottes verliert allen Wert, darin geboren zu sein,

Benn wie in solcher Liebespracht  
Dies Mädel mir auf Erden lacht.

Aber das Mädel ist mehr als nur die Krone der natürlichen Schöpfung. Sie ist etwas Uebernatürliches. Es geht nicht zu mit rechten Dingen.

Zaubermaädel, auf und ab  
Sprich, wo ist dein Zauberstab?

Und doch vermag alle diese Liebespracht und aller dieser Herzengäuber, all dieser innere Reichthum und Mollys ganzer "Werth" einen einzigen kleinen Wunsch nicht zu erfüllen:

Ja, wenn ich Allgeber  
Du ganz Europa wär,  
Ich gab' Europens Güter  
Für sie mit Freuden her,  
Bedingte nur dies Eine  
Für sie und mich noch aus:  
Um kleinste Früchbaumhaine  
Das kleinste Gartnerhaus.

In deutschen Uebersetzungen des Molièreschen Misanthrop sollten diese in schlichtester Volksweise gedichteten Verse für jenes alfranzösische Volkslied eingesetzt werden, wonach sich der Liebhaber, wenn König Heinrich ihm seine große Stadt Paris für das Liebchen böte, auf diesen Tauschhandel nicht einlässt. Kein Ueberseher war bisher im Stande, diesen Volkston zu treffen. Bürger hätte es vermocht.

Bürgers Wunsch geht nicht in Erfüllung. Molly fühlt sich schuldig. Sie will sich losreihen, und Bürger dichtet nun seine große Elegie, in der alles ausgesprochen ist, was er an der Geliebten besitzt, was er an ihr verlor. Schon hier in diesem Gefühlgange begegnet ein Motiv, das er später seinem tiefsten und mächtigsten Mellyliede, dem Gedicht an die kalten Bernünfler oder, wie es später hieß, an die Menschengesichter zu Grunde legte. Schon in der Elegie bekannte er sich zur Unfreiheit seines menschlichen Willens, zur Herrschaft der Natur über seine seelische und sittliche Kraft.

War denn diese Flammenliebe  
Freier Willkür beimgestellt?  
Nein! Den Samen solcher Triebe  
Streut Natur ins Herzensfeld.  
Unanständig keimen diese  
Großen dicht von selbst empor,  
Wie im Thal und auf der Wiese  
Kraut und Blume, Gras und Mohr.

Diesen ganz modernen Gedanken führt er im allermoderntesten Sinne durch. Der Mangel an moralischer Energie entspringt auch ihm aus psychopathischen Gründen:

Sinnig Ich oft und frage  
Und erwäg' es herzlich treu  
Auf der besten Willenswage:  
Ob uns lieben, Sünde sei?  
Dann erkenn' ich zwar und finde  
Krankheit schwer und unheilbar;  
Aber Sünde, Liebchen, Sünde  
Fand ich nie, daß Krankheit war.

Mit dem Recht des Kraulen heißtigt er Nachsicht und Milde. Und was will er denn? Er will nur hinab nach dem Paradiese, umfahren die schöne Insel, auf der seine Herzengöttin thront; landen will er nicht. Er ist dennoch gelandet. Molly erhörte ihn, sie riss sich nicht los, sie hielt sich fest an ihn. Es kommen wieder selige, fröhliche Zeiten. Das Verdeck im wogenden Kornfeld hütet ihr "Giapoceta". Sie sind wie die Kinder, und er neckt sie. Er findet tausend Möglichkeiten unter denen ihre Treue doch wohl nicht stand hielt, und bringt sie schier zum Weinen, nur um beste öster und holden in allen deukbaren Wandlungen des Ausdrucks immer dasselbe Geständniß ihrer Liebe zu hören. In diesem wundervollen Gedicht, "Mutrene über Alles", das sellamer Weise unter die Balladen gerathen ist, liegt so viel Sonnenschein, so viel junges, erstes, leuchtendes Glück, daß man glauben möchte, kein Wölkchen hänge am Himmel der seligen Zwei. Und doch halten auf ihr schaurig süßes Geheimth schon die "Menschen gesichter" gestarrt: die kalten Bernünfler, die da glauben, der gute Vorjag genüge, ein Herz zu zwingen.

Was drängt ihr euch an die Kranken heran,  
Und schellet und schuarchet sie an?  
Von Schellen und Schwarchen gesezen sie nicht.  
Man liebet ja Jugend, man übet ja Pflicht;  
Doch keiner hat mehr als er kann.  
Die Sonne, sie leuchtet; sie schattet, die Nacht;  
Hinab will der Bach, nicht hinau!  
Der Sommerwind trocknet: der Negen macht noch;  
Das Feuer verbrennet. — Wie hindert ihr Das? —  
D laßt es gewähren, wie's kann!  
Es hungert den Hunger, es dürstet den Durst;  
Sie sterben von Nahrung entsezt.  
Naturgang wendet kein Aher und Wenn. —  
D Menschen gesichter, wie zwinget ihr's denn,  
Dass Liebe zu lieben verlernt?

Es kommt zum Abschied. Bürger begleitet die Geliebte, die seinen Sohn unter dem Herzen trägt, nach Langendorf zu Müllners, wo Schwester Friederike sich sehr von den kalten Bernünflern unterscheidet und die arme Gefallne in ihr Herz schlägt. Er kehrt zu seiner Frau zurück. Was Molly

bei diesem Abschied empfand, hat "der Mann der Lust und Schmerzen" ausgesprochen. Das endliche Glück geselllicher Verbindung aber macht den Dichter verstimmen. Das stille Grab, das dieses Glück erst gewährte, hat wohl Ruhe verlangt. Auch scheint die Freude am Besitz minder poetisch zu sein, als Wunsch und Erinnerung. Denn als nach halbjährigem Besitz auch Molly tot ist, als von ihr nur die Erinnerung blieb, ging zwei Jahre später die Harfe des Verlassenen wieder an von ihrem Ruhm und ihrem Reiz zu klingen.

Wie ein Bildhauer wohl bestrebt ist, im Bildnis der toten Geliebten sein Meisterwerk zu schaffen, so ging auch Bürger darauf aus, für das Gedächtniß seiner Molly das Beste zu leisten, was ihm je gelungen ist. Er verläßt sich nicht mehr allein auf die Eingebungen des Augenblicks, sondern er ist bemüht, seiner dichterischen Kunst die feinsten Formenreize abzugewinnen. So entstanden zwei Jahre nach Mollys Tode die vielfamtrittenen Sonette und das Hohelied von der Einzigsten. Das Hohelied ist nicht das Feurigste, auch nicht das Mächtigste, was Bürger geschaffen hat, aber es ist sein erhabenstes Lied. Der Realist verwirklicht hier sein Ideal, indem er die Verklärte als eine Lebende feiert, frei von allen Schläcken des Erdischen und doch ein wundervolles Menschenbild. In die Sonettendichtung tritt man wie in ein Mausoleum. Molly liegt in marmerner Leichenschönheit da. Alles was einst lebendig war, scheint wieder anzuleben, und doch ist Lebendigkeit drüber hingebreitet. Die Wehklage um ihren Verlust fügt sich in verhaltne Trauer, dem ersten Auge fehlen schon die Thränen. Sie sind dem feiervollem Schweigen in Todesnähe schöneren Worte gegeben als hier. Und wie man einen Gedächtnisstempel gern mit Bildern aus dem Leben des Untrauerten schmückt, so werden auch dem trauernden Dichter Eindrücke wieder gegenwärtig, die weit hinter ihm liegen: sein verbotnes Glück, sein lauges Werben.

Das erste dieser Sonette lautet:

Nicht selten hüpf't dem Finken gleich im Haine,  
Der Flatterstim mit Leck vom Angesicht.  
Warum, o Thor, warum ist denn nur Eine  
Dein einziges, dein ewiges Gedicht?

Ha! Glaubst du denn, weil Diese dir gebricht,  
Dass Liebe dich mit Keiner mehr vereine?  
Der Gram um sie bestört dein Augenlicht,  
Nur freilich glänzt durch diesen Flot dir Keine.

Die Welt ist groß, und in der großen Welt  
Blüht schön und süß das Mädchen noch und Frauen.  
Du kannst dich ja in manches Herz noch bauen."

Ach Alles wahr! Vom Rhein an bis zum Welt  
Blüht Reiz genug auf alten deutschen Auen.  
Was hilft es mir, dem Molly nur gefällt?

Vom Rhein an bis zum Welt lag auch das Schwabenland. Ein Jahr nachdem Bürger diese Sonette gedichtet hatte, war in der schwäbischen Hauptstadt eine lustige Gesellschaft versammelt und ein hübsches schwarzbraunes junges Mädchen wird mit ihrer Begeisterung für Gottfried August Bürgers Gedichte aufgezogen. Sie geht auf die Neckerei ein und erklärt, den Mann würde sie unbedingt heuern. Flugs sind einige Reime zu Stande gebracht, in denen das übermuthige "Schwabenmädchen" dem Göttinger Dichter-Professor Hand und Herz bietet. Durch Vermittlung einer Kupferfreudigen Literatin kommt das Blatt Bürger vor die Augen, und er mußte kein Dichter und kein Bürger sein, wenn er nicht auf den schallhaften Ton einginge. Es entspint sich zwischen Stuttgart und Göttingen ein neidischer Schriftwechsel, der aber allmählich ernsthafter wird. Keine, die er mit Augen sah, konnte ihm seine Molly erscheinen. Hier aber erscheint ihm ein Traumbild, eine holdelige Sklavin seiner dichterischen Macht. Das ist poetisch, wundersam! Wie, wenn hier das erlösende Schicksal winke, das dem vierzigjährigen Mann endlich Ruh und Glück brächte? Er wirbt um das Schwabenmädchen, und die Demoiselle Elise Hahn zieht als Frau Professorin Bürger gen Göttingen. "Das Herz muss jedem im Leibe lachen, wenn er den Januar mit dem May so reizend zusammen gepaart sieht", halte der Bräutigam in Stuttgart gejubelt.

Dieser Mai aber war ein stürmischer und wetterwendischer Mai. Die "barbie brunetto", die er einst zärtlich seine kleine schwarze Hexe genannt hat, ist wirklich eine Hexe. Sie betrügt ihn, verflüstert sein Haus, entfernt ihn von seinen Freunden, untergräbt seinen Ruf und bringt ihn vollends an den Bettelstab. Nach anderthalb Jahren des Schimpfes und der Schande muss er sie aus dem Hause sagen. Ein unendlich langer Brief an seine Schwiegermutter, die Witwe Hahn in Stuttgart, gibt mir bis ins Peinlichste und Kleinlichste Auskunft über alle schmäßlichen Vorgänge dieser kurzen Ehe. Der Brief zeigt einen an Leib und Geist gebrochenen Mann. Auch seine Würde und seine Grazie waren dahin. Es blieb ihm nur noch übrig zu sterben.

Die Göttinger Professoren, die verschlossen hinter den Fenstergardinen seiner Leiche nachjahu, liehen den tiefs verschuldeten Mann der schwäbischen Elise begraben. Über dem deutschen Volk erscheint er jetzt nach hundert Jahren an der Hand der blonden Molly; und im blauen Glanz ihrer Bergthmeinnichts augen geht ein großer Dichter zum Gedächtniß der Nachwelt ein. (Schluß folgt.)

## Gottfried August Bürger.

Von Paul Schlenther.

### III. (Schluß.)

#### Bürger im Kampf um die Kunst.

Bürgers frühzeitigen Zusammenbruch verschuldeten nicht nur seine unablässigen Kämpfe ums Dasein, nicht nur seine Herzenschläge, sondern auch ein Todesschlag auf dem Gebiete der Kunst. Verarmt und betrogen, wie er war, stand er auch hier einen mächtigen Gegner, der ihn zu Boden warf. Bürgers Poetie hat sich von diesem Mordschlage rasch genug erholt. Dem Menschen gab er den Rest. Wenn Bürger auch, wie Schillers Talbot, mit dem Hohne gestorben sein mag: „Austuri, du siegst, und ich muß untergehn“, so war doch sein Untergang damit entschieden.

Der Schlag wurde von Weimar-Jena aus geführt, von derjenigen Stätte, die für Bürger das Ziel seiner höchsten Wünsche immer gewesen war. Was hätte er drum gegeben, mit Wieland, Herder, Goethe, Schiller in einer Stadt, von einer Lust leben zu dürfen! Wenn er in seinen höchsten dichterischen Idealen zu Homer, Ossian und Shakespeare als den „drei größten Volksschriftsteller“ auftauchte, so war er doch zu sehr Kind seiner Zeit, zu sehr lag ihm die Entwicklung seiner Kunst im Herzen, als daß er nicht mit den innersten Fasern seiner Seele an dem gehangen hätte, was im lebendigen Geschlecht auffand. Im „Hain“ unter seinen alten Göttinger Genossen, dem feinen, aber zaghafte Böse, dem grobschlächtigen Böh, dem zarten Höltig, dem bethärenten Müller, den teraphischen Stolbergs, dem albernen Cramer fühlte er sich doch nicht ganz heimisch. Er hieß mit; aber glaubte doch, daß bei den „Edlen in Weimar“ für eine urwüchsige Dichternatur Stärkeres zu erbauen wäre, als in diesem blödlings Klopstock-nachlassenden Bardenhün: „Dein — unter und Freund! — man wird nach und nach der toden Hain gesänge hatt“ (Ost. 76 an Böse). Gegen den gesieeten Schuhheiligen der Göttinger Bündler wurde Bürger viel früher kritisch als die andern. „Was doch große Leute oft sonderbar sind,“ bemerkte er (Nov. 76 an Böse) über ein Klopstocksches Epigramm. „In jenem denkwürdigen Juliage von 1775, wo die Barden Klopstock zu Ehren das Bildnis Wielands verbrannten und in tragender Entrüstung aus Wielands Lustgesängen Fidibusse für ihre Tabakpfeifen verfehlten, war Bürger nicht zugegen. Er hätte an diesem Bildnersturm schwerlich Geschmack gefunden.“ Schon zur Zeit, als Goethe seinen späteren Freund in „Götter, Helden und Wieland“ verspottete, meint Bürger (Mai 74 an Böse): „Wieland geht mir zwar wenig an, aber doch wollen mir die wütigen Wisse nicht gefallen, die nach ihm geschehen. Unsere Bundesgenossen verleuten dadurch in der That etwas von der Würde, die sie behaupten sollten.“ Er ärgerte sich über Vossens „ewige Aufzäpfungen von Wieland“ und, des literarischen Parteigängers überdrüssig, schreibt er nach Weimar (November 76): „Mein Ohr kann unmöglich das Geschrey mehr dulden: Hier ist des Herrn Tempel! Hier ist des Herrn Tempel!“ Böse stimmt bei und spricht dazu (Dezember 1776) beherzigenswerthe Worte, die auch den literarischen Parteigängern unsrer Zeit gelten dürften: „Ferne bleibe der Teufel des Parthenonfestes“ auf ewig von uns, mein Freund! Wir wollen alles Schöne, Gute, Große empfinden, auerkennen, laut preisen, wenn's Gelegenheit gibt, und wäre der Teufel davon der Urheber.“ Wiederholt wird Bürger von Wieland nach Weimar eingeladen. Noch weniger als an Bürgers Person erlicht das Interesse an der Homerübersetzung, zu deren endlicher Vollendung Wielands Teufelscher Merlin noch im Herbst 81 mahnte. Horaz ist das Bechikel, das den Verkehr mit Weimar vermittelte. Man war hüben und drüben darin einig, auf der Grundlage der großen, griechischen Volksschriftung weiterzubauen, trotz dem Widerspruch „etlicher“ älter empfindsamer Herrchen, denen Homer zu grausam und wild ist.“

Persönlich nicht so nahe wie zu Wieland, aber weit inniger in der Sache stand Bürger zu Herder, der auch für ihn der grehe Voreger und Vichspender wurde. Als 1778 die Fliegenden Blätter von deutscher Art und Kunst erschienen waren, saugte Bürger auf: „O Boie, Boie, welche Wonne! als ich fand, daß ein Mann wie Herder, eben das von der Lyrik des Volks und mithin der Natur deutscher und bestimmter lehrte, was ich dunkel davon schon längst gedacht und empfunden hatte. Ich denke, Lenore soll Herders Lehre einiger Maßen entsprechen“. Nicht nur Lenore entsprach dieser Lehre, sondern auch die schwule, von der neuern „Bürgerphilologie“ nicht genug gewürdigte Ballade „Lenardo und Blandine“. Von Bürger erwartete Herder „einen deutschen Helden und Thalengesang“ im Stile der alten Volksgefäße. Er fügt hinzu: „Seine Romanzen, Lieder, selbst sein verdenschter Homer ist voll dieser Alzente“. Herders Beispiel veranlaßte Bürger, sich mit der Poetie auch theoretisch zu beschäftigen. Was er in Briefen an die Freunde und in dem agitatorischen Aufsatz „Aus Daniel Wunderlichs Buche“ ästhetisch erörtert, ist voll der Herderischen Gedanken über den durch keinen Kunstdichter zu erreichenen Werth der Volkspoetie. Freilich hätte Herder nie so einschlagen können, wenn nicht Bürgers ganzes Naturtell magnetisch dorthin verlangt hätte, wo der große Führer der Volksseele das Ziel deutscher Poesie zeigte.

Wir wollen dieses Ziel, über das der jüngere und wildere Poet gelegentlich gern hinausgehößt, möglichst mit Bürgers eigenen Worten bezeichnen. Für dieses Ziel stand Bürger eine ihm allein gehörige Bezeichnung. Sie heißt „Popularität“. Es ist ein Schlagwort, das wie jedes Schlagwort im Begriff theils zu weit, theils zu eng ist. Man möchte an die heutigen so viel mißbrauchten und so falsch verstandenen ästhetischen Schlagworte Realismus und Naturalismus denken, wenn Bürger seine Popularität mit „Anschaulichkeit und Leben“ überlegt. Ebenso wie die moderne naturalistische Theorie, kam auch Bürgers „Popularität“ zu einer Kritik des für die Kunst scheinbar so unentbehrlichen Schönheitbegriffes. Als er 1787 zu seinen Göttinger Vorlesungen eilte und schrieb er in das Programm: „Wenn irgend ein Ausdruck vielseitig, irgend ein Begriff dunkel und schwankend ist, so sind es Wort und Begriff von Schönheit . . . .“ Welt besser wäre es daher, wenn man sich des Wortes Schönheit in der Theorie des Stils ganz enthielte und das Grundgesetz, das man unter ihrem Namen aufzufinden sucht, lieber das Gesetz der Vollkommenheit nenne.“ Denn „Vollkommenheit ist nichts andres als Übereinstimmung der Mittel zum Zwecke“. Diese helle Neuerung bezicht sich freilich auf den Stil der deutschen Sprache. Wie sehr sie auch Bürgers Meinung vom Stil der deutschen Dichtkunst trifft, beweisen frühere Bemerkungen. Das Siegel seiner Vollkommenheit, sagt er, ist die Popularität eines poetischen Werkes. Poesie ist Nachbildung. Alle Bilduerei ist in der Endwurzel Darstellung (nicht Nachahmung) des Urgegenstandes. Darstellung aber ist Spiegel und Spiegelbild. So kommt Bürger dazu, die Kunst als Wiedergabe des Naturindrucks zu fassen. Von der temporären Wirklichkeit, unter der so oft die Natur des modernen Naturalismus einseitig und ungherzig verstanden wurde, hat sich allerdings kein Dichter weiter entfernt, als Bürger, der gerade über diesen Punkt mit Nicolai, dem Obmann der Berliner Aufklärung, hart an einander geriet. Wenn sich heutige Realisten, durch den Kuß der Erde autäisch gefärbt, nicht mehr allein damit begnügen, das von ihnen selbst erlebte oder miterlebte Ilio et Nuno darzustellen, sondern wenn sie, wie es alle große Dichtung thut, auch stößlich in die Welt der Träume, der Phantasien, der Symbole, in das, was Goethe „die dritte Welt“ genannt hat, übergreifen, so werden sie von Freund und Feind des Ereubruches am eignen Prinzip beschuldigt. Gegen Bürger könnte ein so kurz-sichtiger Gluhwand nie erhoben werden. Denn Bürgers Welt hatte von „Jeho“ mehr als drei Dimensionen; seine stärkste Kraft setzte er stets darin, Übersinnliches zur sinnlichen Auseinandersetzung zu bringen. Von seinem rationalistischen Rückwärtsstandpunkt hatte Herr Daniel Seuberlich = Nicolai mithin nicht unrecht, wenn er dem Herrn Daniel Wunderlich-Bürger vorwarf, durch die poetische Verwerthung von Hexen und Gespenstern würde der alte Kühler- und Übergläubische wieder ins Volk getragen werden. Wie man heute gegenüber den psychopathischen Wagissem moderner Dramatiker um die Seelenruhe und Revierpflege des Publikums besorgt wird, so fürchtete damals Nicolai für die müßig eroberte Herrschaft der Vernunft. Und wie heute die poeselose Konsequenz jener Besorgniß vor allem einen Tragifer wie Shakespeare trafe, so trug Nicolai nicht das leiseste Bedenken, die von Bürger heraufzeigten Hexenzeichen des Macbeth als verunstidrig und kulturstörend zu perhorregieren.

Wie man heute, wenn die Parteien zanken und die Schlagworte schwirren, unwillkürlich sich fragt, was wohl der eine oder der andre soll von fern ins Gelümmel schauende Kenner der Höhen und Tiefen darüber denken mag, so lag damals im Hader, den die Seuberliche und Wunderliche über Wesen und Werth der Volkslieder hatten, die Frage am nächsten: was sagt Lessing? In der Erinnerung an gemeinsam ausgeschöpfte Kämpfe aus, ferner Jugendzeit schien Nicolai ohne Weiteres auch in diesem Streitfall Lessings Gesinnungsgenossenschaft voranzutreten. Lessing soll ihm von Wolfsbüttel gegen den "grünen Frevel" neues Material schaffen. Wenn Daniel Wunderlich nach dem Beispiele Herders verlangt hatte, man solle die alten Volkslieder sammeln und historisch-kritisch herausgeben, so macht sich Daniel Seuberlich in seinem „*Teynen seynen Almanach*“ flugs daran, solche Volkslieder abzudrucken, um ad oculos zu demonstrieren, was das für ein unvernünftiges und pöbelhaftes Zeug sei. Von der Zeit der Literaturbriefe her entnahm Nicolai sich, daß Lessing eine für damals seltne Kenntniß solcher Volkslieder besaß; aber er schien mit zunehmendem Alter vergessen zu haben, wie eifrig gerade Lessing damals gegenüber der unsterblichen Gotteshedelheit nicht nur für Shakespeares Hexen und Geisterercheinungen, sondern auch für die Lieder des Volkes eingetreten war. Lessing, der nun nicht mehr in ästhetischen, sondern in einem nothgedrungenen Antwortschreiben an Nicolai höchst fühl über den „*kleinen seynen Almanach*“, dessen wissenschaftlicher Werth ihm durch den Mangel an Quellen nachweisen bedeutnächtigt ward, und dessen satirische Absicht ihm gar nicht einleuchtete. Er weiß nicht, was er für Material schicken soll. Gute Volkslieder wären ja Wasser auf die Mühle der Gegner. Nachahmungen gelehrter alter Meinschmiede würden mit Recht nicht als Volkslieder anerkannt werden. Bleiben also nur „Pöbellieder“ übrig, worunter Lessing ungefähr das versteht, was man heute mit dem Schmiedewalzer andeutet müßte; Lessing zieht sich mit der seinen Bemerkung aus der Affaire, der ganze Spaß komme doch wohl auf Vermengung des Pöbels und Volkes hinaus. Wer aber der Vermenger war, ob Wunderlich oder Seuberlich, könnte sich Nicolai selber denken.

Wie scharf Lessing den Missverstand Nicolais getroffen hat, geht daraus hervor, daß Bürger, der von neuem Privatbriefe an Nicolai nichts wissen konnte, gleichfalls die Worte Volk und Pöbel gegenüberstellte. Wie man auch heute Endolf Waldmann mit Guy de Maupassant vermengt und in den Schauspielungen des Amerikantheaters Satiren auf eine literarische Strömung bezubelt, so ist gegen Bürger vielfach der Vorwurf erhoben worden, sein Instrument sei der Dudelsack und seine Balladen seien Gassenhauer. Das hat ihn nie gescheckt; immer wieder gab er die Leistung aus: Volksmäßigkeit ist Güte.

Seine „Populärität“ stellte er unter zwei Gesichtspunkte. Der eine sah den poetischen Stil, der andre die Wirkung nach außen hin auf. Er verlangte, daß ein echtes Gedicht von Federmann aus dem Volke nachgefühlt werden müßte. So mit ging er auf Populärität in unserem Sinne aus, und es ist kein Zweifel, daß er eben dadurch seine ästhetischen Zwecke erreichte. Je mehr er die dem Volk verständliche Sprache führte, desto mehr näherte sich seine Kunst dem Naturindruck. Dieses positive Bestreben hatte in damaliger Zeit gewiß daß-selbe revolutionäre Aussehen, wie heute der Naturalismus. Es kam damit ein Feind ins Land der herkömmlichen Poesie. Und keiner fühlte sich so sehr wie Bürger im Gegensatz zu gewissen Tagesschreibern. Wenn er dichterische Potenzial wie Lessing,

Wieland und Klopstock über die Parteien erhob, so wellte er gegen die niedern Herren desto feuriger los. Besonders der Gläßer und Pläster Namler hatte es ihm angelohnt: „Entweder will ich der poetischer Bedauern ein Ende und neue Epoche machen, oder mit mir mein' Aufschluß zu Grunde gehen. Die alten übermütigen Starrnacken muß man par force bezwingen. In Berlin hält man, wie mir versichert werden ist, Namler für den einzigen deutschen Dichter, der Respect verdiente. Über ich wil dich dressieren, lustiges Halbmansgesindel!“ (Nov. 78. an Boze.) Der „klassischen Schulsucherey“, wie er sie von Namler vertreten sah, stellt er seine Populärität entgegen; und mit der gehörigen Blindheit des Revolutionärs ruft er mitten aus seinem Enthusiasmus für Volksposie heraus (Aug. 75) Bozen zu: „Vor dem klassischen Dichtarten fängt mir bald an zu ekeln.“ Eine neue Wierländer Zohle von Boz ist ihm lieber als das hochrabendste Chorlied des Pindar, und sehr stolz ist er drauf, in dieser Abneigung gegen pindarische Unnatur den Göttlinger Philologen Heyne für sich zu haben. Immer selber glaubt er seitdem an seine Göttlin Populärität: „In der Poesie muß, trotz aller Erhabenheit und Göttlichkeit, dennoch alles sinnlich, fühllich und anschaulich seyn; oder es ist keine Poesie für diese, sondern vielleicht für eine andere Welt, die aber — nirgends existirt.“ Glaube mir! Glaube mir! Es ist kein Gegenstand der Poesie, der nicht populär behandelt werden könnte. Dein Urquell, woraus alle Poesie entspringt, wohnen alle Menschenkinder so nahe, daß sie daraus trinken können. Warum leiten wir denn das Wasser, durch Pump- und Druckwerke auf hohe unersteigliche wolkenmischlevete Felsen?“ (September 77 an Boze.)

Über gewisse unklare Vermengungen des Stoffsichen und der künstlerischen Form, des Stils und der Wirkung aufs Publikum ist Bürger so wenig weggetrunken, wie die meisten Anhänger und Gegner des heutigen Naturalismus. Aber vor einem schwüste ihn sein dichterischer Genius; seine Prinzipien verführten ihn nie, die alte Größe zu verkommen. Wenn er mit Pindar allen klassischen Land verweisen möchte, so wächst dadurch um so stärker seine Bewunderung für den antiken Homer. Es gehört zu seinen höchsten Lebenswünschen, diesen „großen Volksdichter“ in der eigenen Sprache dem eignen Volke so zu geben, daß es ihm empfinden könnte, wie ihm sein eignes Volk empfunden hat. Mit der Kraft Homers genährt, will er selber Homerisches schaffen. Während seine Göttlinger Freunde Fris Stolberg und Boz dem langsame Arbeiter als hurtige Weltbewerber in den Weg traten, während Fris Stolberg die Parole aussagab, Bürger würdige durch seine volksthümlichen Jamben den Homer herab, und Bürger durchlos dagegen rief, vor dem Hinanwürdigsten sei ihm immer viel banger, als vor dem Herabwürdigsten, erhielt er für dieses Unternehmen den mächtigsten Burnf aus Weimar von Wieland, Herder und auch von dem „unbegreiflichen Zauberer“ Goethe.

Aber in seinem Verhältnis zu Goethe war Bürger nicht glücklicher als sonst. Auch hier erlebte er eine heile Enttäuschung. Das Jahr 1778 war für beide die Zeit ihres Sonnenaufgangs. Damals erschien der Götz und, durch den Götz mächtig gefördert, die Lenore. Als Bürger den Götz las, wußte er sich vor Enthusiasmus nicht zu lassen. Für dieses Stück des "deutschen Shakespear" will er alle Werke Voltaires und des "leiminen Götz" Corneilles verkaufen. Er schilbert seinem Sohe, welche Erregung er im innersten Markt gefühlt habe: "Mitleid! Schreien! — Grausen! faltet! Grauen, wie wenn einem halter Nordwind anweht!" Diese Lust am Durchbaren kennzeichnet den werdennden Balladen-dichter. Höchst tritt er dem schüngelstigen "Regenjungen" gegenüber, dem "Lesevöbel" entgegen, der schon bei der Orsina die Nase rümpfte und beim Götz erst recht den Rüssel verzichten werde. Vor allem bewundert er den edlen und freien Mann, der den "elenden Regelskodex" unter die Füße tritt, und "der der Natur gehorcher als der tyrannischen Kunst war". Wer dieser Mann ist, wußte Bürger damals noch nicht. Bald aber weiß er es, und auch dem andren wird es kund, wie sehr man ihn bewundert. Goethe ist es, der zuerst "die papiere Scheidewand" zwischen ihnen einschlägt: "Unsre Stimmen sind sich oft begegnet und unsre Herzen auch. Ist nicht das Leben kurz und öde genug? Sollen die sich nicht anpassen, deren Weg mit einander geht?" Zwischen Frankfurt und Stuttgart werden nicht oft und nicht in ausführlichen Briefen verkehrt, aber die kurzen, spärlichen Zettelchen quillen über von gegenseitiger Zuneigung. Ganz von ungefähr, ohne Abrede und Formalität stellt sich das brüderliche Du ein. Beide Dichter sind noch nicht 30 Jahr, alt und stehen in Herzendöbeln: Goethe bei Lilli, Bürger bei Molly. Auch in dieser Stimmung empfinden sie sich. Von der Zärtlichkeit, die in ihnen quillt, flüchtet etwas an die gleichgeflühte Freundschaft. "Süsser Junge!" Klingt es vom Malu herüber, und "lieber, blühender, lebendiger, rüstiger Junge!" hallt es vom Harze wider. Goethe ist der Einzige, dem Bürger sein wahres, eigentliches Ich entfalten könnte. Wenn Bürger sagt, so töstet Goethe: "Treu dich der Natur, Homers und deiner Deutschtumheit". Wenn Bürger halb ironisch mit seinen Leistungen renommiert, so zügelt Goethe: "Ich hab allerley geschrieben, das dir eine gute Stunde machen soll — und aber doch allzumal Sünder und mangeln des Unkuns, den wir vor unserer Mutter Natur haben sollten." Zu diesem "Allerley" gehörte auch die "Stella", das Schauspiel für Liebende, in dessen melancholischen Sternen der Galte Doretten, der Geliebte Mollys sein eigenes Geschicksal hätte lesen können. Die tief bewegende Dichtung sollte ihm nach Goethes Wunsch Liebes- und Lebenswärme in den Schnee bringen; sie zeigte ihm nur den eignen Zwiespalt.

Zum stillen Wunsch, mit dabei zu sein, begrüßt Bürger Goethes Eintritt in Weimar. Doch bald seufzt er: "Wär er doch noch der alte Doktor Wolfgang Göthe zu Frankfurt am Main!" Unter die Briefe des jungen Geheimräths an Frau von Stein schleicht sich immer seltner und füher ein Zettelchen an Bürger ein. So lautlos, wie es gekommen war, verschwindet wieder das Du der Kirede, und eine nach Bürgers Art verträdelte Geldangelegenheit, die Subskription auf den sämigen Homer betreffend, stünnte den korrekten Weimarer nicht freundlicher. Als im Frühjahr 81 der Herzog Karl August nach Göttingen kam und den Dichter berühmtester Balladen ganz besonders auszeichnete, schwollen Bürgers Hoffnungen in Weimar oder Jena einen Platz zu finden, wieder mächtig an. Wer diese Hoffnungen mit grausamer Würde bis ans letzte zerstörte, war kein ander als Goethe. Die peinlichen Erfahrungen, die der Hof- und Staatsmann mit seinem Straßburger Jugendgenossen Lenz auf dem Hofparkett gemacht hatte, liehen ihm gegen gestiefelte Genies doppelt vorsichtig sein.

So waren seit jenem Götz- und Lenore-Frischling sechzehn Jahre vergangen; endlich wurde Bürgers Wunsch erfüllt, den Boden Weimars wenigstens besuchswerte zu betreten. Zum ersten Mal stand er nun auch Gelegenheit, seinem

Verbruder von ehemalig die Hand zu schütteln. Wenn sich diese beiden großen, offnen Augenpaare im dichterischen Feuer traten, wieviel des Eises konnte da schmelzen! In diesem Mahe sching Bürger an Goethes Thür. Der Dichter des Götz hatte für den Dichter der Lenore nur wenige Minuten Zeit. Das Einzigste, was sie gemeinsam zu interessiren schien, war die Frequenz auf der Göttinger Universität. Neben seinem weiten, großen, freien Menschenherzen knöpfte Herr von Goethe die feierliche Weste zu, und der arme Bürger stand bestossen da. Der also in Gnaden Entlassene verewigte diese Visite in einem Epigramm, aus dessen steifem Spott man die enge Schnur und Herz spürt. Ein Menschenalter später, als Bürger längst gestorben war und die jüngste Dichtergeneration, allen voran keine mit wenigen grohartig würdigen Worten, sein Gedächtnis aufnahmerte, wird Goethe von Edermann über Bürger befragt. "Bürger," erwidert er, "hatte zu mir wohl eine Verwandtschaft als Talent, allein der Baum seiner städtischen Kultur wurzelte in einem ganz andern Boden und hatte eine ganz andere Richtung." Wenn Bürger in jenem Epigramm sagt, er habe vor dem "Alltagstück Minister" seinen "traulen Künstler" nicht zu seh'n bekommen, so erging es Goethe mit Bürger nicht anders. Auch er verlor den Dichter in der Privatperson, die ihm nicht mehr geheuer war, und deren roheres Gepräge er auch aus Gedichten merkt, wie dem von Frau Schnips, die an der Himmelpforte keift. Dass dieser Eindruck bei Goethe blieb und noch in späteren Gedächtnissen entschied, ist jedoch auf den Einfluss eines Anderen zurückzuführen.

Schr. viel liebenswürdiger als Goethe, kam damals in Weimar dem etwas häublichen Professor aus Göttingen sein Jenauer Kollege Schiller entgegen. Er nennt ihn einen grauen ehrlichen Kerl, mit dem sich allenfalls leben ließe. Freilich fügt er gleich hinzu: "Sein Menschen ist plan und fast gemein; dieser Charakter seiner Schriften ist in seinem Wesen aufgegeben." Schiller war zwölf Jahre jünger als Bürger. Einwas volksthümlicheres, im Bürgerschen Sinne populäreres als der Musikus war für die deutsche Bühne noch nicht geschrieben worden. Der Höfblingübermuth gegen Luise Millerin passte gut zu dem Junkerübermuth gegen das Taubenkainer Rosettchen. Auch sonst hätten gemeinsame Interessen die Beiden verbünden können. Als der Göttinger Kant prophet nach Weimar kam, hatte sich Schiller soeben in sein föderisches Kantstudium vertieft. Über gerade diese metaphysischen Bewühungen führten ihn zu einer ästhetischen Abschätzung, die seinen eigenen Jugendwerken so wenig entsprach wie der Poeste Bürgers. Ein Jahr nachdem die Beiden in Weimar zusammen gewesen waren, erschien anonym in der Jenauer Literaturzeitung Schillers berühmte Rezension der Bürgerschen Gedichte.

Die nächste Aufgabe aller Kritik ist es, zu prüfen, wie weit in der künstlerischen Leistung das vorgenommene Ziel des Künstlers erreicht wird. Diese erste Pflicht des Kritikers, die Kraft am Willen zu messen, hat Schiller Bürger gegenüber nurtheilweise erfüllt. Sehr richtig und gerecht geht er von dem aus, was Bürger wollte: vom Populäritätsbegriff. Wie Bürger, erkennt auch Schiller als das höchste Ziel des Dichters, Allen zu gefallen, der Volksmenge und dem Kenner. Über was Gedichte für die Volksmenge an Interesse gewinnen, dürfen sie für den Kenner nicht verlieren. Der Dichter darf nicht zum Geschmack der Menge herabsteigen, sondern er müsse als der aufgeklärte verfeinerte Wortsührer der Volksgefühle, als ein sittlich ausgebildeter, vorurtheilsfreier Kopf die Masse zur reinsten herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern. Maßstab des Publikums sei der gebildete Mann. Nur der sei ein Dichter, der mit reinen und gebildeten Händen den reinen, vollendeten Abdruck der interessanten Gemüthslage eines interessanteren vollendeten Geistes zu geben vermag. Der Populärität darf nichts von der höheren Schönheit aufgespart werden. Unwillkürlich weicht der Kritiker vom Bürgerschen Populäritätsbegriff zum Schillerschen Schönheitsideal aus; die beiden großen künstlerischen Pole, Idealismus und Naturalismus, stehen hier einander schroffer gegenüber, als je vorher oder nachher. Weil sich Bürger das Schönheitsideal Schillers nicht zum Ziele setzte, darum genügt er ihm nicht. Der unbefangne Kritiker überläßt mitten in der Erörterung dem parteiischen Mitpoeten das Wort. Schiller selbst rang sich von seinen kraftgenauen Anfangen durch philosophische und geschichtliche Studien zu einem neuen dichterischen Ziele hin. Um sich mit seiner eignen Vergangenheit ab- und in das Neue hineinzufinden, brauchte er für den inneren Feind, den er in sich selbst vernichtete, ein äußerlich sichtbares und gegenständliches Zeichen. Dies fand er an Bürgers Gedichten. Seine Rezension ist der endgültige Absall des Kabale und Liebes-Dichters vom radikalen Idealismus. Mit der Begeisterung und Leidenschaftlichkeit des Renegaten stieg er dem neuen Kunstziel entgegen und entfernte sich dadurch von Bürger so weit, daß er für die Art und Kunst dieses wesentlich Andern, der sich selbst trenn geblichen war, allen gerechten Maßstab verlor. Hierin liegt die naive Grausamkeit seiner namenlosen Rezension, und für die Urtheilsfreiheit späterer Ästhetiker und Literaturhistoriker ist es ein schlechter Beweis, daß Schillers subjektives Verdikt ein volles Jahrhundert lang den Geschmack an Bürger regelte, ohne daß irgend einer der schwingestigten Nachtreter jenen psychologischen Prozeß, den Schiller durchmachte, an sich selbst erfahren hätte. Weil Schiller und mit ihm auch Goethe für den derben parodistisch-satirischen Humor der „Frau Schnips“, der Göttinnenagorie, der Europa-Zupiter-Ballade das Gefühl verloren hatten, schütteln über diese urwüchsigen Späße noch heute Zeitgenossen den Kopf, denen freilich auch bei Ossenbachs köstlichem „Orpheus“ pharisäische Missbilligung bequem ist.

Aber Schillers Nichtschwert blieb nicht in den Travestien stecken. Es schlug auch auf die Mollylieder ein. Schiller versah die Rezension in einer Zeit, wo seine Neigung zu Lotte Lengefeld stark und edel aufblühte, ohne daß er fähig gewesen wäre, seinen reinen und tiefen Herzensempfindungen irgend einen liebevolleren Ausdruck zu geben. Er schrieb über dieses zarte Verhältniß recht schöne Briefe an seine Schwestern, aber der Muse flüsterte er nicht das geheimste Wörtchen ins Ohr. Wenn über Gebühr oft die hagre Formel nachgebetet wurde, Goethe sei zwar ein Lyriker, aber kein Dramatiker gewesen, so hätten unsre ästhetischen Schulmeister viel eher verhindern dürfen, Schiller sei zwar ein Dramatiker, aber kein Lyriker gewesen. Es ist wohl nicht nöthig, daß ein geborner Lyriker lyrische Gedichte drucken läßt. In vielen Gemüthern lebt eine stumme Lyrik. Das in Schiller auch diese Art von Lyrik nicht walte, beweist sein mangelfhaftes Verständniß für die Mollylieder, deren schönstes „An die Menschenmenschen“ er mit der „Frau Schnips“ und mit „Fortunas Pranger“ verächtlich zusammenwarf. Nur ein Unkrieger könnte es tadeln, daß diese Mollylieder nicht blos Gemälde, sondern auch Geburten einer eigne thümlichen Seelenlage sind. Wenn Schiller den lyrischen Dichter davor warnt, mitten im Schmerze den Schmerz zu singen, und dabei auf den Schauspieler exemplifizirt, der durchaus nicht

das, was er dorzu stellen habe, selber empfinden dürfe, so berührt er eines der ungelötesten Kunstrechte, dessen Lösung im Schillerschen Sinn die Weimarer Theaterakademie allerdings voraussetzte, daß aber noch heute höchst fragwürdig dasteht. Wenn Schiller die bei Bürger so beliebten onomatopoeischen Naturlaute, wie Klinglingling und Kopphepp-hopp für kindlich erklärt, so wäre ihm dienlich gewesen, einen nicht in Weimar gebildeten Sprecher zu hören, der im „wilden Jäger“ oder in der „Venore“ diese Naturlaute zur gewaltigsten Wirkung brächte. Wenn Schiller von einem Lyriker verlangt, daß er das Individuelle und Lokale zum Allgemeinen erhebe, so verschließt er sich dadurch dem herzbewegenden Einblick in ein bewegtes Menschenherz. Und wenn er Sätze aussetzt wie diese: „Eine nothwendige Operation des Dichters ist Idealisierung seines Gezeugstandes, ohne welche er aufhört, seinen Namen zu verdienen;“ oder „Der Dichter muß sich von der Gegenwart loslöseln und frei und tūhn in die Welt der Ideale empor schwieben“, so läßt sich begreifen, daß unter dem entscheidenden Einfluß, den Schillers Rezension über Bürger auf die Fortentwicklung deutscher Dichtkunst gewonnen hat, unsrer östhetischen Schulweisheit die Naturkraft des niedersächsischen Bauernvolks widerstand. Bürger, den der stark persönliche Angriff des Ungezähmten in trübsten Lebensverhältnissen traf, raffte sich zu einigen schwächlichen Repliken auf und wurde an sich selbst ja irre, daß er anfangt, in seinen Gedichten nach Schillerschen Rezepten herumzutüren. Aber einen starken Moment hatte er in diesem Kampfe doch: als er sein Spottgedicht „Der Vogel Urselbst“ schrieb, daß obwohl oder weil es gegen Schiller gerichtet ist, noch niemals nach Gebühr gewürigt wurde. Es ist eine der glücklichsten literarischen Revanchen, die wir besitzen, und zeigt den niedergetretenen Dichter noch einmal aufrecht dastehn in der ganzen Vollendung seiner poetischen Formnen und seines selbständigen Geschmackbewußtseins. !

Man entdeckte erst aus Bürgers Briefwechsel\*) unter Stannen, welch seiner Formensinn diese Naturkraft in ihrem Ziele zulente, mittels welch weiser, modelnder Kunst hier die gewollten Natureindrücke hervorgerufen wurden, was dieser sprachmächtige Naturalist für ein vorbedachter Meister seines Stils war. Aber sein eigenes künstlerisches Ideal hat Meister Bürger doch nicht erreicht. Wenn bei Schiller das Dramatische, bei Goethe das Lyrische überwog, so lag in Bürger ein bestimmt erkennbarer Geniezug, der ihn aus dem Lyrischen heraus dem Dramatischen entgegentrieb. Wie Bannalleen zu einem verschloßenen Parke führen, so sind auf Bürger's nie vollendetem Wege zum Drama die großen, hochwipfligen und reichbelaubten Balladen aufgespanzt, von denen Gervinus mit Recht sagt, daß sie die Anfänge der dramatischen Kunst in sich schließen.

Gegen Ende des großen Jahres 1773, des Emilia Galotti-Götz-Venore-Jahres, erzählt Bürger seinem Sohn, er brüte an einer bürgerlichen Tragödie; die frei erfundene Didisposition sei fertig; einige Szenen, wobei dem armen Sohn die Haare zu Berge stehen sollen, seien schon ausgearbeitet. Auch Bürger's damaliges „Haustreuz“ (die geisteskrante Hofräthin List) solle in diesem mittler aus dem bürgerlichen Leben heraufgenommenen Ensat ein Plätzchen finden: „Gott lasse mir dies Werk vollbringen, wie ichs mir vorstelle, so will ich gern allein übrigens entzagen.“ Dem Populäritätsprinzip gemäß sollte das Stück in der hölzernen Bude bei der Dorfschenke genau dieselbe Wirkung thun, wie im Hesttheater. Man glaubt einen „stannelnden“ und „fallenden“ Naturalisten der heutigen Bühne zu hören, man glaubt die vielbescholtne Pausenpunkte und Gedankenstriche neuerer Dramen zu sehn, wenn der Shakespearemane Bürger fortfährt: „Sprache wird das wenigste, daß meiste wird Handlung sein. In ganzen Szenen soll nicht ein Wort gesprochen werden, und doch sollt ihr Erdensöhne vor der Bühne sprachlos niederaumeln.“

Zwei Jahre später, vier Jahre bevor Schillers *Plutarch* lesender Karl Voje in die verblüffte Welt trat, bittet sich Bürger von Voje den *Plutarch* aus, weil er etwas Dramatisches versuchen wolle. Er habe ein interessantes und schönes Sujet auf dem Korn, das sich sehr für den gegenwärtigen Ton der Freiheit schicken werde. Diesen Ton der Freiheit, der ihn aufseuerte, hatte er in den Dramen der *Stürmer* und *Dränger* gefunden, die auch mit ihren Stoffen Bürger zuvor kamen. Lenzens *Soldaten*<sup>\*)</sup> und vor allem Wagners *Kindermörderin*<sup>\*)</sup> (das Motiv der Pfarrerstochter von *Taubenhai*) sind dramatische Sujets, die auch Bürger lang im Busen herumgetragen hatte, ohne daß etwas geboren wurde. Während er, seiner "mikrologischen Poesie" falt, mit der Schwierigkeit der dramatischen Form qualvoll ringt, empören ihn die mittelmäßigen Köpfe, die gerade zuerst auf das Schauspiel fallen. Im Gegensatz zu diesen Kuliszenarbeitern, die damals so wie heute handwerkten, fehlt ihm jede praktische Bühnenerfahrung. Als blühender Student war er etwa sechsmal im Theater gewesen. Seitdem nie wieder. Schmerzlich sehnte er sich aus seinem isolierten Winkel hinaus auf den vollen Markt des Lebens: "Was wollte ich nicht drum geben, wenn ich nur einmal in meinem Leben so glücklich würde, in einer Stadt zu leben, wo nur unterweilen Schauspieler wären. Das würde vielleicht den dramatischen Samen, wenn welcher in mir liegt, fruchten."

Voje kommt ihm auch hierin hilfreich entgegen. In Hannover gastiert die berühmte Schröder-Aldermannsche Gesellschaft und Bürger wird dazu eingeladen. Diesmal kommt die Neise wirklich zu Stande. Bürger schließt Freundschaft mit dem großen Schröder, mit seiner Stiefschwester Dorothea Aldermann, vor Allen mit dem ersten deutschen Hamletdarsteller, Brockmann. Im Mittelpunkt der gemeinsamen Interessen steht Shakespeare. Schon vorher war zwischen den Schauspielern und Bürger wegen der Macbethübersetzung verhandelt worden, und Bürger hatte geschrieben: "Wenn mich jemals verlangt hat, ein Schauspiel vorgestellt zu sehen, so ist es von sicher, seit ich ihn keine Shakespears Macbeth gewesen. Ach! und König Lear! König Lear! Wär' es denn nicht möglich, daß Schröder auch den auf die Bühne brächte? ... Wenn ich mich noch einmal in dramatischen Werken versuchen sollte, so wäre wohl das erste die Bearbeitung eines Shakespeare'schen Stücks." Der Dramatiker beschleudigt sich hiermit zum Dramaturgen; von ferne windt auch diesem eine trügerische Hoffnung.

1778 taucht in Hannover unter dem Hofadel der Plan auf, eine Musterbühne zu errichten. Man verhandelte mit Brockmann, Reinecke und andern hervorragenden Schauspielern. Man sucht auch einen literarischen Leiter. Voje schlägt für diesen Posten Bürger vor. Mit richtigem Takt willert Bürger sofort den Krebschaden des höfischen Theatervilettantismus; wie jeder berufne Dramaturg, der auf

<sup>\*)</sup> Briefe von und an G. A. Bürger. Von Adolf Strodtmann. 4 Bände. Berlin, Gebr. Baetel, 1874; die Hauptquelle für Jeden, der sich mit Bürgers Leben, Wesen und Dichten näher beschäftigen will.

sich und seine Kunst etwas giebt, stellt er die Forderung: "Wenn ich der Grenzmann wäre, so würde ich mir strecken ausbedingen, daß man in meiner angewiesenen Funktion mich unumschränkt ohne Einrede nach meinen Einsichten und Geschmack schulen ließe. Wäre das nicht, und ich müßte mich nach Dunkelbysen gouiren, so dachte ich lieber gleich vor die ganze Herrlichkeit." Der Plan scheiterte völlig, und zwei Elemente, die für einander bestimmt gewesen wären, Bühne und Bürger, blieben sich auf immer fremd.

"Wer weiß wo jetzt ein Küchlein noch im Nestle gebrütet wird, das in zwey, brey Jahren uns alle überflügt", hatte Bürger 1778 gewissagt. Nach drei Jahren kam aus dem für Bürger auch sonst so verhängnisvollen Schwabeanlaude das Küchlein gestlogen. Es war auch ein wilder, schöner Waldvogel und brachte "Die Räuber". Nicht Bürger, sondern Schiller gewann die Bühne und führte sie nach seinem Sinn empor. Auch als Uebersetzer drang Schiller in die eigentliche Domäne Bürgers ein, auf das Shakespearegebiet, das Macbethgebiet. Ein Vergleich der beiden Bearbeitungen ist überaus lehrreich für den ganzen Unterschied der beiden Dichter. Er öffnet weite Perspektiven auf das, was die deutsche Bühnenbildung unter Schillers Einfluß geworden ist, was unter Bürgers Einfluß aus ihr hätte werden können.

Bei Bürger Wucht, bei Schiller Glanz; bei Bürger Naturlante, bei Schiller fließende Mede; bei Bürger charakteristischer Ausdruck, bei Schiller schöner Stil; bei Bürger stöhrner Prosa, bei Schiller silberne Verse; bei Bürger Individualien, bei Schiller Typen; bei Bürger Kriele und Welther, bei Schiller Herren und, selbst im Hexenbrodem, Damen; bei Bürger Brachfeld, aus dem der Dost der Erde steigt, bei Schiller gezeugtes Land, auf dem die Himmelsonne scheint; bei Bürger Shakespeare, bei Schiller Schiller. Bürgers Vespahl wirkte auf seinen Lehrlingschüler A. W. Schlegel, mit dem er noch in letzter Lebenszeit am „Sommernachtstraum“ arbeitete, und dem er so den Grund zur klassischen, aber höchst unschillerischen Shakespeareübersetzung legte. Über Bürgers eigne dramatische Kraft blieb unbekannt, Schiller hingegen dichtete im Stil seiner Macbethübersetzung alle späteren Trauerspiele und eroberte sich damit die Nation. Seit hundert Jahren ist er der Herr im Hause deutscher Dichtung. Von seinem Pol aus hat er die poetische Welt gelehrt. Über diese Welt bleibt nicht im Gleichgewicht, wenn der Herrscher sich nicht bisweilen wechselt. Und wohin unsre junge Zukunftskunst mit allen ihren Kräften auch streben und steuern mag, irgendwo wird ihr der Geist Bürgers erscheinen. Auch ihm gilt ein Spruch der Schicksalsschwestern seines Macbeth: es war ihm nicht wie diesem bescheiden, durch eigne Gewalt ein König zu werden; aber wie der wacker Krieggefährte Banquo, der kluglich endete, kann er könige zeugen.